Paed.
311
C2

Wilhelmine.

Oder

das erste Buch für Mütter,

die

auf den Verstand ihrer Kinder,

von der frühesten Zeit an, wirken wollen.

Von

Karl Hahn.

Zweiter Theil.

Berlin,

bei Friedrich Maurer 1809.

Vorrede.

Wer die vorliegenden Bogen so ansiehet, wie eine Vorrathskammer, oder wie einen vollen Holzstall, der für den ganzen Winter einen Vorrath hat, welchen der Ofen und der Küchenherd verschmaust — der suchet zu viel. Wem die hier niedergeschriebenen Geschichten gefallen, der soll sie betrachten als Musterblatt, nach welchem mancherlei gestickt und gestrickt wird. Gefällt ihm die Sache nicht — so ist es besser, daß er wenig bekommen hat: denn dafür hat er auch wenig bezahlt.

In manchen Augenblicken, Stunden und Tagen kann dieses Büchlein vielleicht gar nicht gefallen. Es ist dieses bei dem Verfasser selbst der Fall gewesen. Denn wenn er einmal an einem weit hinsehenden Werke gearbeitet hatte, wo er sich mit einem gebildeten Leser unterhielt, wenn er daher seine Gefühle erheben, seine Phantasie beflügeln und seinem Ausdrucke die volle Kraft der Muttersprache lassen konnte, und den Wohlklang des Wortes nicht durch den Gedanken unterdrücken durfte: das ist nicht deutlich genug! — wenn der Verfasser mit so einer Arbeit beschäftigt gewesen war, und einen Blick auf die hier folgenden Geschichten warf — so missfiel ihm alles. Aber er söhnte sich wieder mit der Arbeit aus, so bald er hier fort zu arbeiten an-

fing, und sich desswegen ganz zum Kinde herunterstimmte, und kleine Kinder vor sich sitzen sahe.

Wer dieses Werkchen beurtheilen will, nehme ein kleines Kind vor sich, und lasse dieses meinen Richter sein. Er schreibe dann nur nieder, was er am Kinde erfährt, nicht was er selbst denkt, wenn er auf eine höhere Lektüre diese Milchspeise folgen lässt, und noch von den Wohlgerüchen der Gewürze ergözt, jezt nichts als den Dampf von Milchspeisen bis zum Ekel entdeckt.

Dieser zweite Theil hat den Schmuztitel: erstes Buch für Kinder erhalten: weil es die erste Quelle sein soll, aus der die Mutter schöpft, wenn sie die Blumenkeime des Verstandes erfrischen will. Denn

obgleich der Himmel regnen lässt, und der Thau die Erde benetzt: so muss der Gärtner doch noch gießen.

Die erste Abtheilung enthält Auseinandersetzung der Merkmale an mancherlei, dem Kinde nahen Gegenständen. Hier habe ich mir nicht vorgeschrieben, die Merkmale ordnungsmäßig zu zerlegen und sie, wie 1. 2. 3. 4. 5. auf einander folgen zu lassen: denn daran liegt noch nichts. Wenn das Kind nur die Merkmale kennen lernt, und zwar so, wie sie an dem Gegenstande mehr oder weniger in die Augen springen. Mich in die wörtlichen Erklärungen der Merkmale und Scheidung der Wörter durch genauere Bestimmung ihres Begriffes einzulassen, musste ich für unnütz halten: da dieses alles nicht Sache des Kindes

ist, welches nur sehen, nur Vorstellung aufnehmen und Namen merken soll. — Auch ist dieser Abschnitt nicht Kindern gewidmet, welche, wie die Schneeglöckchen, unter der Schneerinde, die den kahlen Boden deckte, farbenmatt erst hervorbrechen, und das Haupt noch zu der Erde neigen. Sie müssen schon wärmere Sonnenblicke empfangen haben, wie das Veilchen, das sich noch unter den Blättern versteckt. Das Alter der Kinder ist eben so wenig zu bestimmen. Denn mit der Bestimmung der Geistesentwickelung nach Jahr und Tag, verhält es sich wie mit den Jahreszeiten, deren Anfang im Kalender stehet Obgleich beim 21sten März Frühlings-Anfang zu lesen ist: so lieget oft den ersten Mai noch Schnee in den Hohlwegen, oder auch entgegen

gesetzt pflückt man den ersten März schon Veilchen in sonnigen Garten. —

Auf die Art, wie ich die Merkmale an den Dingen mit meinem Kinde aufgesucht habe, kann nun mit viel andern Gegenständen verfahren werden, und ein Geschichtchen dazu findet sich wohl auch.

In dem zweiten Abschnitte habe ich Proben von meiner Unterhaltung mit einem zweijährigen Kinde geliefert. Es ist ein Knabe. Das Alter eines Mädchens kann man ein Vierteljahr früher setzen. Bei den Mädchen zeiget überhaupt der Zeiger schon Mittag, wenn der Knabe noch in der Schule sitzet, und den Schlag elf erwartet. Es ist nicht gar leicht den kleinen Kindern eine Geschichte erzählen. Ein anderer könnte auch fragen, ob's nöthig wäre? Doch durch die Be-

antwortung dieser Frage mag ich die Vorrede nicht länger machen. Ich habe schon im ersten Bändchen von dem Nutzen der Geschichtchen gesprochen, so daß alles auch auf die kleinsten Kinder angewendet werden kann.

Der Rest des zweiten Abschnittes beschäftigt sich mit Kindern, die schon etwas mehr Vorstellungen empfangen und mehr Gewandtheit im Denken haben, als die ABC-Schützen des Verstandes. Die Geschichtchen sind schwerer oder leichter für dieses oder jenes Kind: Denn manches hat noch keine Vorstellung von einem Garten, das andere vom Zwiebacke; ein drittes kennt die Torte recht gut, aber es weiß nichts vom Hofe und Holzstalle.

Die letzten Geschichtchen sollen den Uibergang bilden zu Theresens Hilfs-

buche, um dem kleinen Karl Geschichtchen zu erzählen und denselben im Lesen zu üben.

Ich habe nichts weiter zu erinnern, als, daß viele gesagt haben: solche Geschichtchen kann man nur so hinschreiben, ohne abzusetzen, außer wenn man die Feder in das Tintenfaß taucht. Sie haben es gesagt und — nicht gethan! Es kostet wohl Mühe! Ob die Mühe durch Beifall belohnt werde? ist eine Frage, welche das Publikum oder der Verleger bei der zweiten Auflage beantworten müssen.

Neustrelitz, im Januar 1809.

K. Hahn.

In-

Inhaltsverzeichniss.

Erster Abschnitt.

Einzelne Begriffe, von Geschichtchen begleitet.

1. Das Ei . . . Seite 3
2. Der kleine Adolph . . 6
3. Das Glas . . . 9
4. Das große und kleine Glas . 11
5. Das Fenster . . 13
6. Karl am Fenster . . 16
7. Die Thür . . 18
8. Wilhelm an der Ofenthür . 20
9. Die Metalle . . 21
10. Der kleine Säbel . . 27
11. Nataliens Fingerhut . . 29
12. Der silberne Löffel . . 31
13. Der Kupferpfennig . . 32
14. Das zinnerne Kaffeekännchen . 35
15. Die bleiernen Soldaten . 38
16. Die goldnen Ringe . . 40
17. Der Apfel . . . 42

18. Der Apfelbaum . . 45
19. Die Birn . . . 50
20. Der gute Karl . . 51
21. Die Nähnadel . . 52
22 Die kleine Nätherinn . . 55
23. Die Stecknadel . . 57
24. Die ordentliche Agnes . 58
25. Das Salz und der Zucker . 60
26. Fritz und Adelheid . . 62
27. Der Fingerhut . . 64
28. Minnas Fingerhut . . 65
29. Der Stuhl . . 68
30. Mathildens Stuhl . . 70
31. Die Gabel . . 72
32. Karl mit den Gabeln . . 73
33. Emilie mit der Gabel . 75
34. Das Tischmesser . . 77
35 Der Fall auf der Treppe . 80
36. Das Taschenmesser . . 81
37. Das verlorne Taschenmesser . 82
38. Das Federmesser . . 84
39. Das missbrauchte Federmesser . 86

Zweiter Abschnitt.

Leichte Erzählungen.

I.

Geschichtchen, wie ich sie meinem zweijährigen Karl erzähle.

1. Vom Schäfchen . . . 88
2. Von der Semmel . . . 90
3. Vom Kätzchen und dem Hunde . . . 91
4. Von dem Pferde . . . 91
5. Von dem Hündchen . . . 92
6. Von der Kuh . . . 93
7. Von den Hühnern . . . 94

II.

Geschichtchen für Kinder, die dem dritten Jahre nahe kommen, und schon darin sind.

1. Die Schere . . . 95
2. Die Spielsachen . . . 96
3. Geschichte von dem Hampelmanne 97
4. Die Taschen . . . 101
5. Der große Vogel . . . 103
6. Das Loch im Arme . . . 105
7. Der Biervogel . . . 106
8. Ferdinand wäscht Hemden . . . 108
9. Der Splitter . . . 110
10. Der Apfel in der Tasche . . . 113
11. Adolph straft . . . 116

12. Die Zuckerschale . . 117
13. Die Wiege . . 119
14. Die Kaninchen . . 122
15. Der hölzerne Säbel (Forts. des vorigen) 127
16. Das Grab (Fortsetzung des vorigen) 131
17. Der Schlag auf die Hand . 133
18. Der Ankläger . . 136
19 Die Zuckernäscherinn . 137
20. Das Mäuschen . . 139
21 Das Waschbecken . . 143
22 Das brennende Hölzchen . 145
23. Die kranke Mutter . . 147
24 Der Kinderwagen . . 149
25. Noch ein Kinderwagen . 151

Zwei=

Zweiter Theil.

Beispiele und Hilfsbuch,

oder

das erste Buch für Kinder.

Erster Abschnitt.

Einzelne Begriffe, von Geschichtchen begleitet.

1.

Das Ei.

Hier habe ich ein Ei? Sieh einmal, wie rund!

Fühle einmal, wie glatt?

Poche einmal mit deinem Fingerchen an das Ei; — das Ei ist hart!

Nimm nun das Ei ins Händchen! das Ei ist schwer! Nimm einmal die Feder in die Hand — die Feder ist leicht.

Was für eine Farbe hat denn das Ei? Kannst du mirs nennen? —

Was ist denn aber drin in dem Eie? Das wollen wir gleich sehen!

Hier auf das Glas poche ich das Ei. Da geht die Schale entzwei. Ach was kommt heraus!

Etwas wie Wasser! Was mag das wohl sein? Eierweiß musst du's nennen. Das Eierweiß fließt aber nicht wie Wasser. Da will ich gleich die Wasserflasche nehmen, und Wasser in dieses Glas gießen. Sieh wie das Wasser fließt! wie geschwind! Sieh, jetzt tropft das Wasser nur. — Nun will ich einmal das Eierweiß ins andre Gläschen gießen. Ach, das fließt nicht geschwind! Das dehnt sich, das zieht sich lang! Solls nun auch tropfen, das Eierweiß? Das geht gar nicht gut! die Tropfen wollen gar nicht herunter fallen; das zieht sich ja immerfort. Nun fasse einmal mit den Fingerchen ins Glas, und ziehe mir das Eierweiß heraus. Da bringst du's ja gezogen. Das Eierweiß ist zähe! Nun ziehe mir einmal da mit dem andern Händchen das Wasser aus dem Glase. Ah, das geht nicht! Das Wasser ist nicht zähe. Dein Finger ist aber nass — das Wasser macht nass.

Aber da am andern Händchen sind die Fin-

ger auch naß vom Eierweiße. Drücke einmal die Fingerchen zusammen; — nun mache die Finger wieder von einander. Ja, fühlst du wohl, das Eierweiß will die Fingerchen nicht gut von einander lassen: das Eierweiß klebt. Das Wasser klebt nicht.

Nun, in dem Eierweiße war auch hier das Gelbe. Das ist sehr weich; das ist rund. Das Gelbe nennt man Dotter. Der Dotter klebt nicht so, wie das Eierweiß. Ich will nun auch den Dotter aus dem Glase gießen.

Sieh, der Dotter fließt besser. Der Dotter ist nicht so zähe, wie das Eierweiß.

Die Schale hier ist nun leer. Nimm einmal die Schale in die Hand — wie leicht!

Sieh einmal, wie dünn die Schale ist!

Du kannst die Schale mit deinen Händchen zerdrücken. Sie zerbricht leicht. Die Schale ist zerbrechlich! Sprich einmal: zerbrechlich!

Aber sage mir doch: wo ist denn das Ei hergekommen? — Die Henne hat das Ei gelegt. — Die Henne setzt sich hernach auf das Ei, und bleibt lange, lange auf dem Eie sitzen.

Da wird das Ei warm. Und drinn in dem warmen Eie wächst ein junges Hühnchen, — das kommt hernach aus dem Ei gekrochen!

Aber du kannst auch das Ei essen! Du sollst heute ein Ei essen. Doch jetzt will ich dir noch ein Geschichtchen erzählen.

2.

Der kleine Adolph.

Es war einmal ein kleiner Junge, der hieß Adolph. Die Mutter hatte dem Adolph ein par schöne Höschen gemacht, und ein schönes Jäckchen. —

Adolph freuete sich recht über die gelben Hosen, und über das blaue Jäckchen. Und die Mutter zog dem kleinen Adolph das blaue Jäckchen an, und auch die gelben Höschen. Da wollte Adolph immer in den Spiegel sehen. Aber die Mutter sagte: Adolph, springe ein wenig in den Hof; und stehe nicht immer vor dem Spiegel. So machen es die Affen.

Da sprang Adolph in den Hof. Der Hof war groß und gar nicht schmutzig. Und Adolph

spielte auf dem Hofe mit Theresen. Therese war Adolphs Schwester. Es war aber auch ein Stall in dem Hofe, und in dem Stalle schrie es: kack, kack, kack, kack, kei!

Da sagte Adolph: hörst du, Therese, wie die Henne schreit? Hennchen hat ein Ei gelegt, komm! wollen suchen schönes Ei!

Da liefen alle beide Kinder in den Stall. Und in dem Stalle war ein Nest, aus Stroh, wie eine Schüssel rund und tief. Das Nest hing aber hoch an einer Wand, war fest gemacht mit Stäbchen. Da konnte Adolph nicht ins Nest kucken; er war ja noch so klein. Aber an der Wand lehnte eine Leiter. Auf der Leiter stieg Adolph hinan, und kam hoch in die Höhe bis an das Nest. Da kuckte Adolph in das Nest — Was sahe er da? Ein Ei lag in dem Neste. Und Adolph freute sich, und nahm das Ei, und steckte es in seine kleine Tasche. Nunmehr stieg Adolph wieder herunter von der Leiter. Er kam bald bis hinunter auf den Erdboden. Da wollte aber Adolph nicht mehr herab steigen; er wollte herabspringen. Das that Adolph auch. Er sprang. Bautz! da fiel er hin! Das

that wehe! Adolph schrie! Aber an seinem Beine wurde es dem Adolph auch recht nass. Das Ei war in der Tasche entzwei gedrückt. Das Eierweiß war durch die Höschen gekommen bis aufs Fleisch; der Dotter war auch durchgedrungen. Und Adolph fasste in das Täschchen. Ach, da klebte alles in der Tasche, und die kleine Hand von Adolph wurde auch ganz klebrig. Das Eierweiß und der Dotter blieben an den Fingerchen hangen; und die Eierschale war ganz zerquetscht. Da lief Adolph zu der Mutter, und sagte: Mutter, Mutter! meine schönen Hosen! das hässliche Ei! — Da sagte die Mutter: warum ist denn das Ei hässlich? Was für ein Ei ist denn das? Und Adolph erzählte der Mutter, was geschehen war. Auch ließ der kleine Knabe seine Mutter in das Täschchen fassen. Da sagte die Mutter: ja, ja! so gehts! nimm dich in Acht, wenn du springst. Stecke auch niemals wieder ein Ei in die Tasche. Ein Ei zerbricht leicht. Aber was wurde denn mit Adolphs Höschen? Die Höschen musste Adolph ausziehen. Hernach musste die Magd Wasser in einen Waschnapf gießen, und musste das Ei-

erweiß und den Dotter aus dem Täschchen waschen, und auch aus den Höschen. Da wurden die Höschen bald rein!

3.

Das Glas.

Da stehet ein Bierglas vor dir! Da lieget ein Stückchen Papier. Ich will einmal meine Hand hinter das Papier halten; siehest du die Hand noch?

Nun halte einmal dein Händchen hinter das Bierglas! Ih — da kann ich ja dein Händchen noch sehen? Siehst du wohl, du kannst durch das Glas sehen — das Glas ist durchsichtig.

Da in den Fenstern ist auch Glas! Durch die Fenster kannst du auch sehen. Ist denn das Papier auch durchsichtig? Das ist undurchsichtig!

Hier stehet ein Glas voll Wasser! Durch das Wasser kannst du wohl auch sehen? Kannst du aber auch durch den Tisch sehen?

Das Glas ist durchsichtig — das Wasser

ist durchsichtig; aber das Glas ist doch nicht so, wie das Wasser. Da kann ich das Wasser aus dem Glase gießen; und du kannst das Wasser nicht festhalten wie dein Gläschen. In das Glas kannst du das Wasser gießen. Das ist fest, das Wasser ist nicht fest; es fließt; es ist flüssig.

Aber fahre einmal mit deinen Fingerchen hier am Glase herum! Ach wie glatt; fühle einmal an die Wand; wie rauh ist die Wand! Das Glas ist glatt, die Wand ist rauh! *)

Nun schlage einmal mit dem Hölzchen an das Glas! Wie schön klingt das Glas! Schlage auf den Tisch! Der Tisch klingt nicht! Du hörst den Schlag; du hörst keinen Klang.

Wo ist denn das Glas her gekommen? Das

---

*) Worin eigentlich das glatte und rauhe bestehet? kann man dem kleinen Kinde noch nicht sagen. Es soll nur erst diese Merkmale sinnlich kennen und benennen lernen. Wenn die Kinder größer werden, müssen sie aber diese Begriffe, so wie alle übrige, genau bestimmen und wörtlich beschreiben lernen. Dazu soll das Wörterbuch für Kinder, welches nächstens erscheinen wird, den Müttern und Kinderlehrern als Handbuch dienen.

Glas haben Menschen gemacht. Wie die Menschen das Glas gemacht haben, das kannst du noch nicht verstehen!

Wozu habe ich denn ein Glas gekauft? Siehst du, hier im Glase ist Wasser. Das Wasser kann ich aus dem Glase trinken. In das Glas kann ich auch Bier gießen, auch Wein: das Glas ist hier inwendig hohl gemacht, daß man etwas hinein gießen kann.

Aber das Glas darfst du nicht in die Stube werfen: das Glas geht entzwei; das Glas zerbricht. Ich will dir einmal ein Geschichtchen erzählen.

4.

Das große und das kleine Glas.

Es war einmal ein Mädchen. Das Mädchen hieß Wilhelmine, und war nicht groß. Wilhelmine konnte nicht auf den Tisch kucken. Aber an der kleinen Wilhelmine war auch alles klein: das Köpfchen, das Näschen, das Händchen, das Füßchen; auch der Mund war recht klein. Da konnte Wilhelmine nicht aus dem großen Glase trinken. Und die Mutter kaufte ein Glas, das

war klein; aber es war recht schön. Das kleine Glas schenkte die Mutter ihrer Wilhelmine! Aber das Gläschen gefiel der kleinen Wilhelmine nicht. Wilhelmine hatte das Gläschen gar nicht lieb; sie wollte immer aus dem großen Glase trinken. Der Vater trank immer aus dem großen Glase, und die kleine Wilhelmine wollte es so machen, wie der Vater. Einmal brachte die Mutter eine Kanne getragen; in der Kanne war Milch. Und die Mutter nahm das kleine Glas, und goss Milch aus der Kanne hinein. Hernach setzte die Mutter das Gläschen auf den Tisch. An dem Tische saß aber Wilhelmine. Und die Mutter sagte: da, mein liebes Wilhelminchen, trink süße Milch! Aber Wilhelmine schüttelte mit dem Kopfe, und sagte: mag nicht! Groß Glas will haben! Die Mutter sagte: das große Glas bekommst du nicht. Trinke du aus dem kleinen!

Aber Wilhelmine nahm geschwind das kleine Glas, und warf es hinunter von dem Tische. — Klirr! da sprang das schöne Gläschen entzwei! Ach, wie böse wurde die Mutter! Sie schalt recht sehr!

Aber Wilhelmine wusste noch nicht, daß ein Glas zerbricht, wenn man's hinwirft.

5.

Das Fenster.

(Im Winter oder bei kühler Luft).

Tritt hierher auf den Stuhl! Sage mir doch, wo steht denn der Stuhl? — In der Stube! Aber an was für ein Ding hier habe ich den Stuhl geschoben? An das Fenster.

Du stehest nun hoch; o du kannst zum Fenster hinaus sehen. Das Fenster ist zugemacht; die Thür ist auch zugemacht! Kannst du durch die Thür sehen? — Aber durch das Fenster kannst du sehen! Die Thür ist aus Holz, das Fenster ist aus Glas. Das Glas ist durchsichtig — das Holz ist nicht durchsichtig.

Die Thür will ich einmal recht derb zuschlagen! — Ach, wie platzt das! — Und die Thür ist doch nicht entzwei gegangen. Das Fenster mag ich nicht derb zuschlagen. Das Glas springt entzwei. — Steige von dem Stuhle und poche einmal recht stark an die Thür! Die Thür geht

nicht entzwei. Aber an das Fenster darfst du nicht stark pochen; das Glas bricht entzwei!

In das Fenster will ich einmal mit dem Messer schneiden. Das geht nicht! Das Glas ist hart! In dieses Stückchen Holz will ich schneiden. Das geht an! Das Holz ist nicht so hart, wie das Glas.

Das Glas hier am Fenster heißt eine Fensterscheibe. Die Fensterscheibe ist festgemacht hier in dem Holze. Das Holz hier rings herum heißt der Fensterrahmen.

Das Fenster kann ich auch aufmachen. Sieh einmal, da gehet es auf. Aber da hinten hangt das Fenster fest. Da kann ich das Fenster hin und her wenden. Sieh einmal die Dingerchen da hinten recht an. An den Dingerchen hangt das Fenster. Die Dingerchen heißen Bänder. Die Bänder sind aus Eisen gemacht.

Wozu ist denn aber das Fenster da?

Mache einmal die Thür ganz auf! Ah, da ist sie offen, und ein großes, großes Loch ist da in dieser Mauer. Durch das Loch kann ich gehen, durch das Loch kannst du gehen, durch das Loch können alle gehen. Da kommen wir alle

hinaus aus der Stube, und die kalte Luft von draußen kommt herein (wenn's Winter ist). Das Loch hier musst du aber Oeffnung nennen. Mache nun die Thür wieder zu! Nun ist die Oeffnung nicht mehr da; nun kommt auch die Luft nicht mehr herein; nun bleibt's warm in der Stube. Nun mache ich das Fenster auf. Da ist auch eine große Oeffnung. Kannst du durch die Oeffnung gehen? Ach nein, sieh einmal her! da fielst du hinunter auf die Straße. Aber die Oeffnung ist hier in die Mauer gemacht, da kann ich hinaus sehen, und du kannst hinaus sehen, und wir alle können hinaus sehen. — Aber die kalte Luft kommt herein in die Stube. Fühlst du wohl, wie kalt? Da kann es nicht warm in der Stube bleiben. Nun will ich das Fenster wieder zumachen. Fühlst du wohl, jetzt ist's nicht mehr kalt. Die kalte Luft kommt nicht mehr herein! Aber du kannst doch durchs Fenster sehen: denn das Glas ist durchsichtig. —

Du kannst nicht durch die Thür sehen. Wenn nun das Fenster auch aus Holz wäre wie die Thür, könntest du da durch das Fenster sehen?

Aber scheint wohl durch die Thür Licht? Durch das Fenster scheint Licht, die liebe Sonne scheint herein in die Stube — da ist es hell in der Stube. Darum ist das Fenster aus Glas gemacht. Es ist gut, daß wir Fenster haben, da ist es doch hell in der Stube, und du kannst hinaus kucken auf die Straße, und es kommt doch nicht die kalte Luft herein.

6.

Karl am Fenster.

Es war einmal ein Knabe; ein kleiner Knabe. Die Mutter und der Vater nannten den kleinen Knaben Karl. Karl war ein artiger Knabe; aber manchmal vergaß er's doch, was die Aeltern verbothen hatten. Einmal war es warm draussen. Da machte die Mutter das Fenster auf. Der kleine Karl schob aber geschwind einen Stuhl an das Fenster. Da sagte die Mutter: was willst du denn machen, Karl? Und Karl sagte: ich will zum Fenster hinaus kucken. Die Mutter sprach: das will ich dir wohl erlauben! — (Was wollte denn die Mutter erlauben?) — Aber die Mutter sagte noch:

Karl,

Karl, du darfst dich nicht zum Fenster hinaus legen! Du musst ruhig auf dem Stuhle stehen bleiben! Du fällst hinaus auf die Straße, wenn du dich hinauslegst aus dem Fenster.

Und Karl sagte: nein, nein! Mutter! Ich lege mich gewiss nicht hinaus.

Karl blieb auch ruhig stehen auf dem Stuhle; aber er vergaß es, was die Mutter verbothen hatte. Karl legte sich auf das Fenster; da kam der Kopf hinaus. Karl blieb auch nicht auf dem Stuhle stehen: er hob die Füße in die Höhe. Da fuhr auf einmal sein Leib hinaus zum Fenster. Ach, Karl fiel hinunter. Er schrie gewaltig. Aber unten auf der Straße lag er bald und schrie nicht mehr; er war todt! Der Kopf war entzwei! Da weinte seine Mutter recht, recht sehr. Die Mutter konnte gar nicht anfhören zu weinen, und sie schrie immer: ach mein armer Karl!

Aber Karl wurde aufgehoben von der Straße. Ein Mann trug den kleinen Karl in das Haus zu der Mutter. Karl war ganz voll Blut; aber er war todt, und wurde ganz steif.

Da kam der Tischler, und maß den todten

Karl, wie lang er war. Hernach machte der Tischler einen Sarg. Der Sarg war wie ein Kasten. In den Sarg wurde der kleine Karl gelegt. Hernach kamen Männer; die Männer hatten schwarze Kleider an. Und die schwarzen Männer trugen den kleinen Karl fort, hinaus in einen Garten. In dem Garten war ein Loch gemacht, tief, tief hinein in die Erde. In das Loch kam der todte Karl; ganz tief hinunter kam der Sarg. Hernach wurde das Loch wieder zugemacht mit Erde.

7.

Die Thür.

Kannst du die Thür aufmachen? Noch nicht! Warum denn nicht? Du bist noch klein! Dein Händchen kann noch nicht das Schloss anfassen. — Das Schloss hält die Thür zu. *) Ich will an dem Schlosse drehen (oder drücken, wenn das

---

*) Ueber den Bau des Schlosses hat man noch nicht nöthig zu sprechen. Wenn nur das Kind den Namen und den Zweck des Dinges erfährt. Wie viel Menschen sind mit der Einrichtung einer Uhr unbekannt! Und dennoch haben sie eine hinlängliche Vorstellung davon.

Schloss zum Aufdrücken ist). Siehst du, da geht die Thür auf. Aber die Thür fällt nicht um. Da hinten ist sie fest. Siehst du wohl, da hinten hängt sie an den Dingen da. Die Dinge nennen wir Thürbänder. Ein Thürband ist aus Eisen. Die Thür ist aus Holz gemacht. Das Holz kannst du aber nicht sehen. Ueber das Holz ist Farbe gestrichen. Die Thür ist angemahlt. Das Püppchen hier ist auch aus Holz! Du kannst das Holz auch nicht sehen. Es ist Farbe über das Holz gestrichen. Hier ist das Püppchen roth gemahlt, hier gelb, hier schwarz! —

Die Thür ist vor die große Oeffnung gemacht. Wir gehen durch die Oeffnung aus der Stube. Das ist die Stubenthür. Es ist aber noch eine Thür in der Stube. Sieh dich einmal um! — da gehen wir in die Kammer — das ist die Kammerthür. Aber sieh einmal hier — da gehet es in den Ofen — da ist die Ofenthür. Die Ofenthür ist klein — die Kammerthür ist groß. Ich gehe durch die Kammerthür, du gehst durch die Kammerthür. Wer gehet denn durch die Ofenthür? Durch das Loch

stecke ich Holz in den Ofen. Das Holz brennt — das Feuer macht warm. Das Holz verbrennt, und da wird aus dem Holze Kohle. Da sieh eine Kohle! — Die Kohle wird Asche. — Da sieh die Asche. Aber die Ofenthür verbrennt nicht: — die Ofenthür ist aus Eisen. Eisen verbrennt nicht; aber Eisen wird heiß, heiß! Wenn du an die heiße Ofenthür greifst — da verbrennst du deinen Finger.

8.

Wilhelm an der Ofenthür.

Es war einmal ein kleiner Junge, der hieß Wilhelm. Wilhelm hatte noch keine Höschen; er hatte ein Polröckchen an. Wilhelm konnte noch nicht ordentlich laufen. Er ging an der Wand herum, und mit den Händchen hielt sich der kleine Junge an der Wand an.

An der Wand lief aber Wilhelm alle Tage herum. Da lernte er immer besser laufen. Wilhelm lief bald von einem Stuhle zu dem andern Stuhle. Endlich lief Wilhelm mitten in die Stube, und drehete sich um, und lachte, und nickte mit dem Kopfe. Der kleine Wilhelm freu-

ete sich, daß er nun allein laufen konnte. Nun lief der kleine Wilhelm immer hin an die Thüren. An die Thüren pochte er gern. Auch machte Wilhelm die Thüren gern auf und wieder zu. Endlich kam auch Wilhelm an die Ofenthür. Die Ofenthür gefiel dem kleinen Wilhelm recht. Da sagte aber die Mutter: Wilhelm, Ofenthür nicht anfassen; Ofenthür brennt! Aber der kleine Wilhelm verstand das nicht. Er hatte sich noch niemals gebrannt. Und Wilhelm fasste doch die Ofenthür an. Da brannte er sich. Er hielt das Fingerchen in die Höhe, und schrie. Und die Mutter sagte: fühlst du wohl! gebrannt! Nun wusste Wilhelm wie es thut, wenn man sich brennt. Er hat die Ofenthür nicht wieder angefasst.

9.

Die Metalle.

Du kennst ja wohl alles, was hier auf dem Tische liegt?

Ein Schlüssel, ein Messer, ein Zahlpfennig, ein Pfennig, den ich den armen Leuten gebe, — ein schöner Löffel, ein Tellerchen, ein bleierner

Soldat, mein Ring. Den Ring habe ich von dem Finger gezogen.

Nun, mein Kind, nimm einmal das Messer, und schneide den Schlüssel entzwei! Das geht nicht an. Den Schlüssel kannst du nicht entzwei schneiden, den Schlüssel kann ich auch nicht zerschneiden. Der Schlüssel ist aus Eisen gemacht. Das Eisen ist hart. Das Stückchen Holz hier will ich gleich entzwei schneiden, das Holz ist weich. Den Schlüssel kann ich auch nicht mit der Hand entzwei brechen. Das Eisen ist fest.

Sieh einmal wie der Schlüssel glänzt! Das Eisen glänzt.

Da ist meine Stricknadel. Die Stricknadel ist auch aus Eisen. Biege einmal die Stricknadel krumm! Ah, sieh, das geht an! ja, das Eisen kann man biegen. Das Messer hier ist auch aus Eisen. Aber das Eisen ist sehr, sehr gut. Das nennet man Stahl. Ich will einmal das Messer biegen! Da ist's krumm! Ih, es wird ja gleich wieder gerade; es bleibt nicht krumm! Ja, so ists mit dem Stahl.

Den Schlüssel will ich auf meinen Finger

legen, und mit dem Messer will ich nun auf den Schlüssel schlagen! Das klingt ja schön! Das Eisen klingt auch hell!

Der Schmid legt das Eisen ins Feuer. Da wird das Eisen glühend, wie eine Kohle. Hernach schlägt der Schmid mit einem Hammer auf das Eisen, da wird es breit. Der Schmid kann das Eisen auch rund machen. Der Schlosser hat den Schlüssel auch so gemacht.

Hier ist nun der Zahlpfennig. Ist denn der auch aus Eisen? Er siehet ja gelb aus! Das Eisen siehet nicht gelb aus. Der Zahlpfennig ist aus Messing. Das Messing ist auch bald so wie das Eisen. Das Messing ist auch hart. Da sieh einmal meinen Fingerhut! Von dem Fingerhute kann ich kein Stückchen mit dem Messer abschneiden!

Den Zahlpfennig hier kann ich auch krumm biegen. Das Messing biegt sich auch. — Nun wollen wir doch sehen, ob das Messing glänzt. Ja wohl, ja wohl! Das Eisen glänzt, das Messing glänzt.

Wirf den Zahlpfennig einmal hinunter! Ach, das klingt! das Messing klingt auch. Wenn

du recht artig bist; will ich dir einen Spaß machen. Da will ich dir einen Hammer geben; da sollst du mit dem Hammer auf den Zahlpfennig recht derb pochen. Da wird der Zahlpfennig recht breit.

Hier ist der schöne Löffel! Der Löffel ist aus Silber. Das Silber glänzt recht, und siehet so schön weiß aus. Das Eisen siehet nicht so weiß aus. Das Silber ist auch hart; ich kann das Silber nicht schneiden. Das Silber biegt sich auch; ich mag aber den Löffel nicht biegen! Nun will ich aber den Löffel auf den Finger legen, und will mit dem Messer daran schlagen — das klingt herrlich. Das Silber ist sehr theuer! kostet viel Geld! — Das Silber kann ich auch breit pochen; aber es wäre Schade um den schönen silbernen Löffel, wenn ich ihn breit pochte.

Da liegt aber ein Pfennig; um den Pfennig wäre es nicht Schade, wenn du ihn breit pochtest. Aber du wirst es nicht können. Da muss man recht, recht sehr pochen. Der Pfennig ist aus Kupfer. Das Kupfer ist hart, sehr hart.

Das Messing siehet gelb aus, das Kupfer siehet roth aus.

Der Pfennig glänzt nicht; er ist schmutzig. Ich will aber den Pfennig abputzen; sieh! nun glänzt er auch. Das Kupfer glänzt. — Ich lege auch den Pfennig auf meinen Finger, und poche daran. Es klingt! Hörst du? das Kupfer klingt.

In das Kupfer kannst du nicht schneiden, das Kupfer ist recht hart.

Da ist noch ein Tellerchen, das ist aus Zinn. Das Zinn siehet weiß aus, das Zinn glänzt auch. Aber ich kann in das Zinn schneiden! Siehst du wohl! Da habe ich gleich ein wenig abgeschnitten, und wo ich geschnitten habe, da glänzt das Zinn recht. Das Zinn kann ich gleich krumm biegen. Siehst du, da ist der Teller krumm. Ich will ihn auch wieder gerad machen. Wenn du mit dem Hammer drauf schlägst, da wird das Zinn gleich breit. —

Mit der Messerspitze will ich einmal in das Tellerchen kritzeln. Siehst du, das geht recht gut an. Das Zinn ist nicht hart, ist weich.

Da steht nun der Soldat. Der Soldat ist aus Blei. Das Blei ist angemahlt. Da unten ist das Blei nicht angemahlt.

Ich will einmal hineinschneiden in das Blei. Ach wie leicht! Das Blei ist nicht hart, ist sehr weich. Sieh, wie es hier glänzt!

Biege du einmal den Soldaten! Wie leicht biegt sich das Blei! Lasse einmal den Soldaten fallen. Das Blei klingt nicht!

Heute will ich dir einen Spaß machen. Da will ich alte Soldaten nehmen. — Die Soldaten müssen aber zerbrochen sein, und nichts mehr taugen. Die Soldaten will ich in einen Löffel thun; aber der Löffel muss auch alt sein. Dann will ich den Löffel über das Feuer halten. Da wird der Löffel heiß, und die Soldaten werden heiß. Endlich fließen die Soldaten entzwei, und das Blei fließt in dem Löffel hin und her! Da spreche ich, das Blei zerschmilzt. Hernach gieße ich das Blei aus dem Löffel. Da fließt es heraus auf den Herd. Aber da wird es wieder hart, und siehet recht schön weiß aus und glänzt.

Das Zinn zerschmilzt auch, wenn es heiß wird. Das Messing zerschmilzt auch, das Kupfer auch, das Silber auch, aber da muss es schrecklich heiß werden.

Da habe ich noch meinen Ring, der ist aus Gold. Das Gold siehet gelb aus! Das Gold glänzt recht sehr. —

Da ist ein Dukaten, der ist auch aus Gold. Da kann ich mit der Schere leicht ein Stückchen abschneiden von dem Dukaten. Das Gold ist nicht hart. Ich kann den Dukaten auch biegen, siehst du. Das Gold lässt sich auch biegen. Das Gold klingt auch; aber nicht hell! Das Gold ist sehr, sehr theuer!

10.

Der kleine Säbel.

Ein kleiner Junge hieß Friedrich. Friedrich stand einmal in der Stube. Da pochte was an die Thür. Friedrich rief: herein. Nun ging die Thür auf, und es kam ein Mann in die Stube. Den Mann kannte Friedrich wohl. Es war der Pathe von Friedrich. Der Mann hieß aber Herr Moritz. Herr Moritz hatte einen blauen Uiberrock an, und einen Stock in der Hand. Aber er sagte zu Friedrichen: höre, mein Söhnchen, ich habe was schönes für dich mitgebracht. Da sagte Friedrich: ei, was

denn! was denn? Herr Pathe, zeige mir's! gieb mir's! Herr Moritz knöpfte seinen Ueberrock auf; da stak unter dem Rocke ein schöner Säbel. Der Säbel war ordentlich gemacht wie ein Säbel; aber er war klein. Friedrich konnte den Säbel ordentlich heraus ziehen aus der Scheide; da war der Säbel bloß. Er war aber aus Eisen, und glänzte recht. Und Friedrich hielt den Säbel in die Sonne, da blitzte der Säbel.

Friedrich war nun recht vergnügt. Er hing den Säbel um, und zeigte ihn dem Vater und der Mutter und den andern Geschwistern. Hernach sprang Friedrich auf den Hof, und spielte auf dem Hofe mit dem Säbel.

In dem Hofe stand aber eine Wanne. In der Wanne war Wasser. Und Friedrich lief hin an die Wanne, und hieb mit dem Säbel in das Wasser. Da spritzte das Wasser in die Höhe. Aber der Säbel wurde nass. Doch da hörte Friedrich die Mutter rufen. Sie rief: Friedrich, komm herein!

Friedrich lief zur Mutter. Da sagte die Mutter: höre einmal, mein Söhnchen, den schönen Säbel darfst du nicht nass machen. Wenn das Eisen nass wird, da rostet es.

Da sagte Friedrich: das verstehe ich nicht. Aber die Mutter hohlte ein altes Messer. Das Messer war auch aus Eisen; aber es sahe gar nicht wie Eisen aus. Das Messer war ganz braun geworden. *) Und die Mutter sagte: sieh, das ist Rost. Das Messer ist auch nass geworden; da sind nun die braunen Flecke ans Eisen gekommen. Da nahm Friedrich sein Tüchelchen und trocknete den Säbel ab. Friedrich sagte aber zur Mutter: ich will meinen Säbel nicht wieder nass machen.

11.

Nataliens Fingerhut.

Die kleine Natalie war ein recht gutes Kind; sie war recht fleißig, und wollte immer arbeiten. Immer wollte die kleine Natalie nähen. Und die Mutter kaufte der kleinen Natalie ein Nadelbüchschen, und Nähnadeln, und Zwirn und einen Fingerhut. Der Fingerhut war aus Messing; er war aber ganz, ganz klein:

---

*) Dabei kann ja wohl jede Mutter ein verrostetes Stück Eisen zeigen.

Natalie hatte kleine Finger. Aber die kleine Natalie war ein wenig wild. Natalie sprang immer gern in der Stube herum, und schrie recht lustig; auch kletterte Natalie gern auf die Stühle. Und Natalie hörte manchmal auf, und nähete nicht mehr: denn sie wollte auch einmal wieder springen. Doch Natalie legte den Fingerhut nicht weg, und ließ ihn immer liegen, wo er lag. Nun fiel einmal der Fingerhut in die Stube. Da klang der Fingerhut. Natalie hörte den Fingerhut klingen; aber Natalie wollte springen; da ließ sie den Fingerhut liegen. Und es kam der Vater in die Stube. Der sahe den Fingerhut unten auf dem Fußboden nicht liegen. Denke! Der Vater trat auf den Fingerhut mit seinem Stiefel! Da wurde der Fingerhut ganz breit, und war nicht mehr rund. Aber der Vater fühlte wohl, daß er auf etwas getreten hatte, und er sahe hinunter zu seinen Füßen. Da sahe er den breiten Fingerhut. Und er sagte: Natalie, komm einmal her! Da kam Natalie gehüpft, und sagte: was denn, Väterchen?

Aber der Vater sagte: Sieh einmal hier

deinen Fingerhut! Da sahe Natalie den Fingerhut, und hob ihn auf. Doch Natalie fing an zu weinen, und schrie: ach mein schöner Fingerhut, mein schöner Fingerhut! Der Vater sagte: so geht's den liederlichen Kindern. Du hast den Fingerhut in die Stube geworfen. Da darf kein Fingerhut liegen. Ordentliche Kinder heben den Fingerhut hübsch auf.

12.

Der silberne Löffel.

Von dem kleinen Benno will ich dir ein Geschichtchen erzählen. Der kleine Benno war nicht alt; er war auch nicht groß. Laufen konnte Benno gut; aber sprechen konnte Benno nicht viel. Benno saß einmal auf dem Stuhle; er hatte aber einen Stuhl, der war hoch. Der Stuhl war an den Tisch gerückt. Auf dem Tische stand eine Tasse. In der Tasse war Milch; in die Milch hatte Benno Semmel gebrockt. Und Benno hatte einen Löffel in der Hand; der Löffel war klein, war aus Silber. Mit dem Löffel aß Benno die Semmel. Endlich hatte Benno alle Semmel aufgegessen. Da rutschte

Benno von dem Stuhle; aber den Löffel behielt er in der Hand. Und mit dem Löffel wollte nun Benno pochen. Da ging er hin an den Ofen, und pochte recht derb an die Ofenthür. Aber die Mutter kam, und nahm dem kleinen Benno den Löffel aus der Hand. Und die Mutter sagte: mit dem Löffel sollst du nicht pochen. Löffel wird verderbt! Und die Mutter zeigte auch dem kleinen Benno den Löffel; es war eine Lücke in dem Löffel.

Sieh mein Kind, in das Tellerchen hier will ich eine Lücke machen. Das ist eine Lücke.

13.

Der Kupferpfennig.

Theobald hieß ein Knabe, und von Theobalden will ich dir erzählen.

Die Mutter gab Theobalden drei Kupferpfennige, und sagte: da kaufe dir Kirschen. Da ging der kleine Theobald an die Wand; an der Wand hing das Hütchen. Theobald stieg auf den Stuhl, und nahm das Hütchen von der Wand. Hernach ging Theobald fort zur Thür hinaus, zum Hause hinaus, fort auf die Straße.

Theo-

Theobald wollte sich Kirschen kaufen. Da kam draußen ein armer Mann; der Mann hatte nur ein Bein. Der Mann sagte zu Theobalden: liebes Kind, gieb mir doch einen Pfennig. Mich hungert gar zu sehr. (Wollte denn der Mann den Pfennig essen?) — Und Theobald gab dem Manne einen Pfennig, und sagte: da Mann, hast du einen Pfennig, kaufe dir Semmel! — Da sagte der Mann: ich bedanke mich, mein herzliebes Söhnchen!

Der kleine Theobald ging fort. Da kam ein kleines Mädchen gegangen. Das Mädchen war recht arm. Das Mädchen hatte ein zerrissenes Kleidchen an, und sahe recht schmutzig aus. Und das Mädchen hielt die Hand hin zu dem kleinen Theobald, und sagte: ach, lieber Mosje, geben Sie mir doch einen Dreier, ich bitte Sie gar zu sehr. Mich hungert recht; ich habe heute noch keinen Bissen in meinen Mund gesteckt. Da hätte der kleine Theobald bald geweint. Er gab dem Mädchen auch einen Pfennig. Hernach ging er fort an ein Haus. An dem Hause saß eine Frau, und vor der Frau stand ein Korb. In dem Korbe waren Kirschen. Da

sagte der kleine Theobald: ich will Kirschen kaufen. Frau, gieb mir Kirschen; da hast du Geld! Und Theobald gab der Frau einen Pfennig; denn einen Pfennig hatte Theobald nur noch. Aber die Frau sagte: ein Pfennig ist gar zu wenig! Für einen Pfennig kann ich dir keine Kirschen geben. Hohle dir mehr Pfennige! Aber Theobald sagte: Mutter hat mir drei Pfennige gegeben. Da sprach die Frau: hast du denn die andern Pfennige verloren?

Und Theobald sagte: nein, verloren habe ich die Pfennige nicht. Einen Pfennig habe ich einem armen Manne gegeben, und noch einen Pfennig habe ich einem armen Mädchen gegeben. Die sollen sich Brot kaufen. Nun habe ich nur einen Pfennig. Da sagte die Frau: ach du bist ja ein recht guter Junge! Ich will dir auch für deinen Pfennig eine ganze Hand voll Kirschen geben, weil du so gut bist. Und die Frau gab den kleinen Theobald eine ganze Hand voll Kirschen in sein Hütchen.

14.

Das zinnerne Kaffeekännchen.

Es war einmal ein kleines Mädchen, das hieß Agnes. Agnes war artig, und die Mutter hatte ihre gute Agnes lieb. Da machte einmal die Mutter der kleinen Agnes eine Freude, eine recht große Freude. Es kam eine Frau in die Stube. Die Frau hatte einen Handkorb in der Hand. In dem Handkorbe waren aber schöne Spielsachen, alle aus Zinn. Da lagen in dem Korbe Tellerchen, Schüsselchen, Kaffeekannen, Milchkannen, Tassen, Töpfchen, Becher, Löffelchen. Und alle diese Sachen glänzten recht sehr. Und die Frau sagte: wollen Sie mir nichts abkaufen? Agnes lief aber hin an den Korb und kuckte hinein, und freute sich recht über die schönen Sachen. Und zu der Mutter sagte Agnes: ei Mütterchen! kaufe mir doch die schöne Kaffeekanne!

Die gute Mutter kaufte wirklich die Kaffeekanne. Sie kaufte auch noch ein Milchkännchen, und ein par Tassen. Das alles bekam die kleine Agnes. Ach, was für Freude hatte Agnes

über die schönen Sachen. Sie spielte recht lange mit dem Kaffeekännchen und Milchkännchen und mit den Tassen.

Einmal spielte Agnes auch wieder. Da sahe sie das Feuer in dem Ofen brennen. Die Ofenthür stand auch offen. Ei, dachte Agnes, das ist gut, daß das Feuer brennt; da kann ich Kaffee kochen!

Und Agnes nahm ihr Kaffeekännchen, und setzte es in den Ofen an das Feuer. Dann hohlte sich Agnes eine Hitsche, und setzte die Hitsche vor den Ofen nieder. Auf der Hitsche wollte sie sitzen, und hinein in den Ofen kucken; Agnes wollte zusehen, wie der Kaffee kochte. Es war aber kein Kaffee in der Kanne; es war gar nichts drin.

Agnes kuckte nun in den Ofen, und sahe immer auf die Kanne. Ach — es dauerte nicht lange, da fiel das Kaffekännchen zusammen, und zerfloss. Denn das Zinn war geschmolzen. Und das geschmolzene Zinn war wie Wasser, und floss im Ofen hin. Da erschrak Agnes. Das arme Mädchen fing an zu weinen, und rief die Mutter. Die Mutter kam, und sahe das zerschmol-

zene Zinn. Da sagte die Mutter: armes Mädchen, nun hast du dein Kännchen nicht mehr! Das Zinn zerfließt, wenn mans ans Feuer bringt. Das hast du noch nicht gewusst. Ich will dir ein anderes Kännchen kaufen. Das wirst du wohl nicht wieder ans Feuer setzen.

Aber die Mutter nahm noch Wasser, und goss das Wasser auf das zerflossene Zinn in dem Ofen. Da wurde das Zinn wieder hart. Es zischte und dampfte aber das Wasser recht in dem Ofen. Hernach zog die Mutter das Zinn mit einer Feuerzange aus dem Ofen. Das Zinn war nun ein breites Stück, und es hingen Kohlen und Asche daran. Das war aus der Kaffeekanne geworden.

Agnes wollte das Zinn angreifen; aber die Mutter hielt das Händchen des kleinen Mädchens geschwind zurück, und die Mutter sagte noch: um Gottes Willen, Kind, fasse das Zinn jetzt nicht an. Es ist ganz heiß! Du würdest dir die ganze Hand verbrennen. Wenn das Zinn kalt ist, da kannst du es anfassen. Du kannst es dir auch aufheben, und immer daran denken, was aus deiner Kaffeekanne geworden ist.

15.

Die bleiernen Soldaten.

Der kleine Karl ist ein kleiner, kleiner Junge. Karl kann noch nicht viel sprechen; aber laufen kann er recht gut und springen, und klettern. Der Vater nimmt den kleinen Karl manchmal mit spaziren; da führt er den kleinen Jungen. Wenn Karlchen müde ist, trägt ihn auch der gute Vater. Einmal ging Karl auch mit dem Vater. Der Vater ging aber in ein Haus. In dem Hause war eine Stube ganz voll Spielsachen. Die Spielsachen konnte der Vater kaufen. Wer dem Kaufmanne Geld gab, der bekam dafür Spielsachen. In diese Stube führte der Vater seinen kleinen Karl.

Der gute Vater wollte sehen, was für schöne Sachen der kleine Karl wohl gern haben möchte. Da standen kleine Pferde; und der Vater gab Karln ein Pferdchen. Karl freute sich, und nahm das Pferdchen in die Hand, und bekuckte es. Da fragte der Vater: willst du das Pferdchen haben? Doch Karl setzte das Pferdchen wieder hin auf einen Tisch. Er konnte

aber gar nicht gut auf den Tisch langen. Hernach nahm der Vater einen Schiebkarren, und fuhr mit dem Schiebkarren auf dem Tische hin. Der Schiebkarren war aber recht klein. Karl sahe das kleine Spielding an, aber er mochte es nicht haben. Da gab der Vater dem kleinen Karl eine Schachtel. In der Schachtel waren kleine Soldaten; und die Soldaten waren aus Blei gemacht. Sie waren angemahlt, und hatten rothe Röcke. Der kleine Karl freute sich recht, und lief hin an einen Stuhl. Auf den Stuhl setzte er die Soldaten aus der Schachtel, und spielte. Hernach legte er die Soldaten wieder in die Schachtel. Und der Vater wollte gern sehen, was der kleine Karl nunmehr machen würde. Karl nahm die Schachtel unter den Arm. Hernach hob er seinen Stab von der Erde auf, und sagte: adjeu! — Adjeu konnte Karl sprechen. Nun lief Karl an die Thür und wollte fort. Die Soldaten gefielen ihm also. Da nahm aber der Vater erst Geld aus der Tasche und gab dem Kaufmanne Geld für die bleiernen Soldaten.

Jetzt ging der Vater mit seinem kleinen

Karl fort. Der Vater wollte die Schachtel tragen; aber Karl sagte: ich, ich! und behielt die Schachtel unter dem Arme. Es wurde dem armen Jungen recht schwer; aber er trug doch die Schachtel bis nach Hause.

Zu Hause spielte Karl lange mit den Soldaten. Aber zuletzt warf er sie alle auf den Fußboden. Da biegten sich die Soldaten krumm und die Füße brachen entzwei. Und Karl machte sich noch ein Freudchen. Er trampelte mit seinen Füßchen auf den armen Soldaten herum. Da wurden die Soldaten vollends ganz verderbt. — So machens die kleinen, unverständigen Kinder. Karl konnte nun nicht mehr mit den Soldaten spielen.

16.

Die goldnen Ringe.

Es war einmal eine Mutter, die hieß Frau Stein. Frau Stein hatte ein kleines Mädchen. Adelheid hieß das Mädchen. Adelheid musste noch getragen werden; sie konnte noch nicht laufen. Einmal saß Adelheid der Mutter auf dem Schoße, und sahe die Finger der Mutter an.

Die Mutter hatte aber drei Ringe an den Fingern. Die Ringe waren aus Gold, und glänzten recht. Da hielt die Mutter der kleinen Adelheid die Ringe vor die Augen, und dachte Adelheid würde sich freuen; aber das kleine Mädchen fing fürchterlich an zu schreien. Die Mutter wusste aber nicht, warum Adelheid so schrie, und hob das Kindchen in die Höhe und trug es. Da wurde Adelheid ein wenig still. Und die Mutter wollte dem Kinde wieder Freude machen und zog die Ringe von dem Finger, und gab sie der Adelheid in die Hand. Aber Adelheid schrie wieder gewaltig, und sie warf alle drei Ringe hinunter auf die Erde. Da rollte einer dahin, der andere dorthin, und einer rollte an die Wand. An der Wand war ein kleines Loch in der Diele. In das Loch fiel der Ring. Weg war er!

Adelheid konnte die Ringe gar nicht leiden. Sie schrie alle Mal, wenn sie einen Ring sahe. Jetzt ist die Adelheid größer gewachsen; aber sie kann immer noch nicht die Ringe leiden. Wenn die Mutter der Adelheid einen Ring an den

Finger stecken will, fängt sie an zu zittern und weint. *)

Aber der goldne Ring that der Mutter sehr leid. Der Ring hatte viel Geld gekostet, und nun lag er in dem kleinen Loche an der Mauer. Da ließ die Mutter einen Zimmermann rufen. Der Zimmermann musste die Nägel aus der Diele ziehen. — Siehst du, so wie hier. Hernach musste der Zimmermann die Diele in die Höhe heben. Da sahe die Mutter den Ring liegen, und die Mutter freuete sich, daß sie den Ring wieder hatte.

17.

Der Apfel.

Ei, was habe ich! was habe ich hier unter dem Tuche liegen!

Ach, einen Apfel, einen schönen Apfel!

Der Apfel ist groß, recht groß. Dein Mund ist klein. In den kleinen Mund sollst du den

*) Dieses ist wirklich wahr. Adelheid ist meine Tochter. Es ist bei ihr nicht Ziererei; sie hat eine angeborne Abneigung gegen Ringe, sie mögen nun aus Gold, Perlen, oder Pferdehaar gemacht sein.

großen Apfel stecken. Da muss ich den Apfel klein machen mit dtm Messer. Ich muss den Apfel zerschneiden.

Aber was sehen denn deine kleinen Augen an dem Apfel? Der Tisch hier ist eckig! Eine Ecke, zwei Ecken, drei Ecken, vier Ecken! Ist denn der Apfel auch eckig? Der Apfel ist rund!

Der Apfel hat eine Schale. Die Schale siehest du. Unter der Schale ist das Fleisch. Die Schale siehet hier gelb aus, hier ist sie roth.

Zeige mir einmal hier in der Stube etwas, das roth aussiehet, Zeige mir auch einmal etwas gelbes.

Die Apfelschale sollst du nicht mitessen. Die Schale will ich losmachen. Wie geht aber die Schale herunter von dem Apfel?

Da ist ja das Messer! Mit dem Messer schneide ich die Schale ab.

Aber hier ist noch etwas an dem Apfel. Das ist hart, wie Holz. Es ist der Stiel. Hier mit dem Stiele hat der Apfel so an dem Baume gehangen.

Doch deine Nase muss auch etwas von dem Apfel haben. Rieche einmal. Der Apfel riecht

recht gut. Es gefällt dir wohl? Der Apfel riecht angenehm.

Nun will ich den Apfel schälen. — Ach, wie siehet der Apfel nunmehr aus? Weiß! Sieh, das ist das Fleisch von dem Apfel.

Fühle einmal das Messer an. Es ist nass geworden. In dem Apfel ist Wasser. Das Wasser schmeckt süß. Das Wasser ist der Saft im Apfel.

Nunmehr sollst du den Saft herausspritzen sehen. Ich will den Apfel schaben. Sieh, wie der Saft herausspritzt.

Aber jetzt soll deine kleine Zunge etwas von dem Apfel haben. Koste! Wie schmeckt der Apfel?

Jetzt will ich den Apfel durchschneiden, in der Mitte. Sieh, das ist die Mitte. Da liegt nun ein halber Apfel, und hier liegt ein halber Apfel.

Ih, was für kleine Dingerchen sind denn in dem Apfel! — Das sind die Kerne! Warum sind denn die Kerne in dem Apfel? Ja, so ein Kernchen kannst du in die Erde stecken — da wächst wieder ein kleiner Baum aus dem Kerne; und das Bäumchen wird auch groß —

da wachsen wieder Aepfel an dem Baume, und hangen mit den Stielen an den Aesten.

Iss nun den Apfel. Ich will ihn in kleine Stücke schneiden. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht! Da hast du acht Stückchen!

18.

Der Apfelbaum.

Es ging einmal der kleine Adolph mit seiner Mutter in den Garten. In dem Garten war auf der Erde nichts als Gras. Es standen aber auch viel Bäume in dem Garten. Unter den Bäumen war ein recht großer Baum. Auf dem großen Baume waren viel Blümchen gewachsen. Die Blümchen sahen roth aus, wie deine Bäckchen. Adolph freuete sich recht über die schönen Blümchen. Er sagte zu der Mutter: ei, Mutter, pflücke mir Blümchen vom Baume. Aber die Mutter sagte: nein, das will ich nicht thun! Aus den Blümchen werden Aepfel. Wenn ich die Blümchen abpflücke, da können keine Aepfel wachsen. — Das wollte Adolph gar nicht glauben. Er konnte es noch nicht verstehen, daß aus Blümchen Aepfel wachsen können.

Und die Mutter sagte: du wirst es schon sehen! Wenn du Blümchen haben willst, kannst du Blümchen auf der Erde pflücken; im Grase wachsen auch Blümchen.

Da pflückte Adolph im Grase Blümchen, gelbe, weiße, blaue. Hernach ging die Mutter mit Adolphen wieder fort aus dem Garten.

Die Mutter ging lange nicht wieder in den Garten. Einmal sagte aber die Mutter zu Adolphen: komm, wir wollen in den Garten gehen. — Da freuete sich Adolph, und sprang vor der Mutter her. In dem Garten lief Adolph gleich zu dem großen Baume. An dem großen Baume waren aber keine Blümchen mehr. Es hingen Aepfel daran. Die Aepfel waren aber ganz klein, und sahen grün aus. Und unten auf der Erde lagen auch solche Aepfelchen, die waren von dem Baume abgefallen.

Da sagte Adolph: ei, Mutter darf ich die Aepfel essen?

Aber die Mutter sagte: nein! die Aepfel kann noch kein Mensch essen. Du wirst krank, wenn du die Aepfel isst. Die Aepfel müssen erst groß wachsen, und eine rothe Schale bekommen, und süß werden. Jetzt sind die Ae-

pfel unreif. Wenn die Aepfel aber groß und roth und süß sind, dann sind die Aepfel reif.

Da sagte Adolph: aber spielen kann ich doch mit den Aepfeln?

O ja, sprach die Mutter.

Da suchte sich Adolph die Aepfel auf, und steckte sie in seine Täschchen.

Die Mutter ging bald mit Adolphen wieder aus dem Garten.

Adolph spielte in der Stube mit den unreifen Aepfeln.

Einmal ging die Mutter wieder in den Garten, und nahm Adolphen mit. Da lief Adolph gleich wieder zu dem Apfelbaume. Es hingen aber nunmehr große Aepfel an dem Baume; doch die Aepfel sahen noch grün aus. Unten auf der Erde lag aber kein Apfel. Allein da knickerte es oben in dem Baume — und — bautz! da fiel ein Apfel herunter — der war groß. Da sprang Adolph gleich zu dem Apfel. Und Adolph sagte zu der Mutter: Den Apfel kann ich doch essen?

Nein! sagte die Mutter.

Da sprach Adolph: ih, warum denn nicht, Mutter? — Der Apfel ist ja groß!

Aber die Mutter sagte: der Apfel ist noch nicht reif. Er schmekt noch sauer.

Und Adolph sagte: du hast ihn ja nicht gekostet, Mutter?

Die Mutter sagte: das sehe ich gleich dem Apfel an: denn er ist noch nicht roth, und ist auch noch sehr hart. Du kannst aber den Apfel deiner Ziege geben. Die Ziege wird ihn fressen.

Da nahm Adolph den Apfel und lief fort aus dem Garten in den Hof. Und in dem Hofe war die Ziege mit den krummen Hörnern. Adoph hielt den Apfel der Ziege hin. Da roch erst die Ziege an den Apfel, hernach faßte die Ziege den Apfel mit den Zähnen und biss ein Stück ab. Und so fraß die Ziege den ganzen Apfel, und roch an Adolphs Händchen, und wollte mehr haben.

Da kam die Mutter aus dem Garten, und brachte noch einen Apfel. Den Apfel gab Adolph der Ziege auch zu fressen.

Aber Adolph sagte zu der Mutter: wann werden denn die Aepfel reif?

Die Mutter antwortete: du musst noch lange warten.

Einmal sagte die Mutter zu Adolphen: komm mit in den Garten, ich will dir eine Freude machen. Und Adolph kam geschwind mit seinem Hütchen gelaufen. Da ging die Mutter fort. Es ging aber noch ein Mann mit in den Garten. Der Mann war ein Soldat, und hackte immer Holz für Adolphs Mutter. Aber der Mann trug jetzt eine Leiter. Die Leiter war recht lang. Auch eine Schürze hatte der Mann vorgebunden, und in der andern Hand trug er noch ein Körbchen. In dem Garten ging der Mann an den Apfelbaum, und lehnte die Leiter an den großen Baum. Die Aepfel aber an dem Baume waren nun alle r o t h. Und der Mann stieg die Leiter hinan auf den Baum, und nahm auch das Körbchen mit. Und oben pflückte er die Aepfel ab, die Aepfel legte er aber in das Körbchen. Manch Mal fiel auch ein Apfel herunter von dem Baume. Da sprang Adolph hin nach dem Apfel, und hob ihn auf, und legte ihn in ei-

nen großen Korb. Das hatte ihn die Mutter geheißen.

Aber die Mutter gab dem kleinen Adolph auch einen Apfel, und sagte: nun sind die Aepfel reif, nun kannst du einen Apfel essen.

19.

Die Birn.

Hier liegt ein Apfel. Was ist denn aber das hier? Woran erkennst du denn die Birn?

So sieh doch den Apfel recht an; er ist rund — die Birn ist auch rund; aber der Apfel ist bald wie die kleine Kugel hier, — die Birn ist nicht so wie die Kugel; die Birn ist hier lang; sie ist länglich rund; der Apfel ist fast kugelrund.

Die Birn hat auch eine Schale wie der Apfel. Ich will sie schälen. Sieh, da kommt das Fleisch vor. Das Fleisch von der Birn ist auch weiß; aber das Fleisch ist sehr weich, und hat recht viel Saft. Die Birn hat auch einen Stiel. Mit dem Stiele hangt sie an dem Baume.

Nun schneide ich die Birn von einander, gerade in der Mitte durch. Ach, hier liegen

auch Kerne. Die Kerne kannst du in die Erde stecken. Da wachsen Birnbäumchen aus den Kernen.

20.

Der gute Karl.

Es stand einmal ein Knabe vor seiner Hausthür. Der Knabe hieß Karl, und war ein recht gutes Kind. Und die Mutter hatte dem kleinen Karl eine Birn gegeben. Die Birn war recht groß, und sahe gelb aus, und hatte einen großen rothen Fleck, wie ein rothes Bäckchen. Karl hielt aber die Birn mit den Fingern am Stiele, und freuete sich über die Birn, da kam ein Mann gegangen; der Mann war alt; er hatte ein zerrissenes Kleid an und keine Schuhe, und keine Strümpfe. Der Mann hatte auch kein Geld; da bat er die andern Leute, daß sie ihm Pfennige geben möchten. So ein Mann heißt ein Bettler. Und der Bettler kam an die Hausthür, wo Karl stand, und ging in das Haus. In dem Hause blieb aber der arme Mann stehen, und sang:

ich bin ein alter, armer Mann,
der sich nichts mehr verdienen kann,

der keinen Bissen Brot mehr hat.
Ich äße mich so gern auch satt,
Drum gebt dem armen, alten Mann
nur wenig, daß er essen kann.
Wer armen Menschen gern was giebt,
der wird vom guten Gott geliebt. —

Das sang der Bettler. Und Karl hatte alles verstanden, was der Bettler gesungen hatte. Da nahm der gute Karl seine Birn, und legte sie dem Manne in den Hut, und sagte: da Mann, hast du eine Birn. Iss die Birn; die Birn wird gut schmecken. Hast wohl keine Mutter, die dir eine Birn giebt? Und der Mann sagte: ach, meine Mutter ist lange lange schon todt. Du bist ein gutes Kind, du machst einem alten armen Manne Freude; dich wird der liebe Gott auch recht lieb haben.

Da freuete sich Karl und lief zu der Mutter, und sagte: Mutter, nunmehr hat mich der gute Gott recht lieb.

21.

Die Nähnadel.

Ist das Ding hier nicht recht schön? Du kennst ja wohl das Ding schon? Es heißt

Nähnadel. Streiche einmal die Nähnadel mit dem Fingerchen! Nicht wahr, sie ist recht glatt? Die Nähnadel ist auch aus Eisen. Und sieh, wie die Nähnadel glänzt! So glänzt der glatte Tisch hier nicht. Das Eisen wird sehr glänzend.

Sieh nun die Nähnadel recht an. Sie ist dünn und lang und rund. Da unten, wo die Nähnadel aufhört, ist sie spitzig; da kannst du dich stechen.

Hier fängt die Nähnadel an. Drücke einmal hier auf die Nähnadel mit deinem Fingerchen! Da stichst du dich nicht; — da ist keine Spitze; — da ist die Nähnadel stumpf.

Hier habe ich zwei Hölzchen!

Welches Hölzchen ist spitzig? welches ist stumpf? Hier das Messer — ist es spitzig oder stumpf?

Jetzt besieh die Nähnadel wieder. Hier ist ein Loch. Wozu mag denn das Loch sein? Das will ich dir gleich zeigen. Ich nehme den Zwirnfaden und das Wachs. Den Faden zieh ich über das Wachs weg. Da bleibt ein wenig Wachs hangen. Fühle aber einmal! Der

Zwirnfaden ist glatt geworden. Und hier vorn ist der Faden spitzig geworden.

Nun stecke ich die Spitze durch das Loch in der Nähnadel, und ziehe den Faden durch das Loch. Nun hangt die Nähnadel an dem Faden. Da spreche ich: ich habe den Faden in die Nähnadel gefädelt. Das Loch in der Nadel heißt aber das Nadelöhr. Sprich einmal Nadelöhr.

Aber jetzt gieb Achtung, was ich thun werde. Da ist ein Läppchen, und da noch eins. Ich halte die Nähnadel mit diesen zwei Fingern fest, und setze die Spitze ans Läppchen; jetzt steche ich; sieh, da fährt die Spitze durch das Läppchen. Nun durchs andere Läppchen soll die Spitze auch fahren. Da ist sie schon durch gefahren. Nun ziehe ich hier an der Spitze die Nähnadel durch die Läppchen. Da kommt die ganze Nadel durch. Aber der Faden kommt auch nach. Nun ist der Faden durch die Läppchen gezogen.

Die Nähnadel will ich noch ein Mal durch stechen — nun noch ein Mal, und noch ein Mal. Siehst du wohl, da kommt immer der Faden

nach. Jetzt hangen die Läppchen zusammen. Der Zwirnfaden hält die Läppchen zusammen. Weißt du denn, wie das heißt, wenn ich es so mache, daß der Faden die Läppchen fest hält? — Das heißt nähen.

Jetzt will ich dir ein Geschichtchen erzählen.

22.

Die kleine Nähterinn.

Es war einmal ein Mädchen. Natalie hieß das Mädchen. Natalie war noch klein; aber sie wollte gern was thun.

Da lag einmal ein Läppchen in der Stube; das Läppchen sahe roth aus. Natalie bückte sich nieder, und hob das Läppchen auf. Hernach lief das kleine Mädchen zu der Mutter, und sagte: gieb mir doch eine Nähnadel! Da fragte die Mutter: was willst du denn mit der Nähnadel machen?

Und die kleine Natalie sagte: ih, Mütterchen, ich will nähen!

Es sprach darauf die Mutter: da muss ich wohl einen Faden in die Nähnadel fädeln!

Natalie antwortete: ach ja Mutter, einen

recht langen, langen Faden fädele mir in die Nähnadel!

Da nahm die Mutter den Zwirnknaul, und riss einen langen, langen Faden ab. Den Faden machte die Mutter aber in dem Munde an dem Ende nass. Da wurde der Faden spitzig. Hernach steckte die Mutter den spitzigen Faden durch das Nadelöhr. Nun gab die gute Mutter der kleinen Natalie die Nähnadel; aber sie sagte: stich dich nur nicht!

Die kleine Natalie antwortete: nein, Mütterchen, ich steche mich gewiss nicht.

Aber das kleine Mädchen stach sich doch. Höre nur, wie es Natalie machte. Da hinten mit dem Ende wollte Natalie stechen; aber da ist die Nähnadel doch stumpf, und sticht nicht. Aber da vorn auf die Spitze drückte Natalie mit dem Finger. Huhu! da fuhr die Nadelspitze in den kleinen Finger. Weh, weh! Die Nadel blieb in dem kleinen Finger stecken. Natalie schrie recht sehr, und lief hin zu der Mutter. Die Mutter zog aber die Nadel aus dem Finger. Da kam ein Tröpfchen Blut aus dem Fleische.

Weißt du denn, wie das Blut aussiehet? Es siehet roth aus!

Natalie schrie nunmehr erst recht: denn das kleine Mädchen sahe das Blut und dachte: nun müsste es sterben!

Ja, die kleine Natalie hatte nicht recht Achtung gegeben, wie die Mutter nähete; darum machte sie es ungeschickt.

23.

Die Stecknadel.

Hier ist auch eine Nadel; aber das ist eine Stecknadel. Mit der Stecknadel kann ich das Band an mein Kleid stecken. Das Papierchen hier will ich an den Vorhang stecken.

Die Stecknadel ist da vorn auch spitzig, so spitzig wie die Nähnadel: denn die Stecknadel soll auch stechen. Die Spitze muss recht leicht hineinfahren in das Band und in das Kleid. Aber die Stecknadel soll nicht durchfahren durch das Band. Da ist hinten ein Knöpfchen. Ganz rund, wie eine Kugel, ist das Knöpfchen.

Nun fühle einmal die Stecknadel an. Ist sie rauh oder glatt? Glatt muss sie sein —

sonst fährt sie nicht leicht in das Band und in das Papier. Drücke einmal auf die Stecknadel. Ist sie hart oder weich?

Hier ist ein Splitterchen Holz, so dünn wie die Stecknadel? Brich einmal das Holz entzwei! das kannst du recht leicht! Nun brich die Stecknadel entzwei! Das geht nicht. Die Stecknadel ist fest — und darf auch nicht entzwei brechen. Die Stecknadel soll das Band festhalten, muss auch selbst fest sein.

Aber die Stecknadel kann ich biegen.

Was für eine Farbe hat denn die Stecknadel?

Der Fingerhut siehet auch gelb aus. Du weißt ja, woraus der Fingerhut gemacht ist. — Aus Messing; — die Stecknadel ist auch aus Messing.

24.

Die ordentliche Agnes.

Es war einmal ein Mädchen, das hieß Agnes. Agnes war immer vergnügt, und hüpfte recht munter in der Stube umher. Aber Agnes sahe doch auf alles, was in der Stube lag. Wenn ein Bändchen in der Stube lag, da hob Agnes

das Bändchen auf. Und was machte das kleine Mädchen mit dem Bändchen? Agnes trug es hin, wo es hin gehörte. Solche Kinder sind ordentlich. Des Morgens wurde alle Mal die Stube ausgekehrt. Da kam die Magd mit einem Besen, und kehrte den Staub fort und die Papierschnittchen. Aber Agnes ging da in der Stube herum, und hielt den Kopf nieder auf die Diele, und kuckte überall hin. Sie wollte etwas finden. Sie suchte! Was suchte wohl Agnes? — Stecknadeln!

Die Stecknadeln sind so glatt, und fahren leicht aus dem Halstuche und aus dem Kleide. Da waren immer Stecknadeln auf die Erde gefallen. Und Agnes hob alle Stecknadeln auf. Dann nahm das liebe Mädchen ihr Nadelbüchschen, und zog das Büchschen auf, und steckte die Nadeln hinein. Das Nadelbüchschen legte Agnes in ihre kleine Kommode.

Wenn hernach die Mutter eine Stecknadel haben wollte: da sagte die kleine Agnes: Mütterchen, ich habe Stecknadeln. Gleich will ich dir Stecknadeln geben. Und Agnes lief hin an die Kommode, und zog den Kasten auf, und

nahm das Büchschen heraus, und brachte der Mutter die Stecknadeln.

So ordentlich war Agnes.

25.

Das Salz und der Zucker.

Hier ist ein Stückchen Zucker, und hier liegt wohl noch ein Stückchen? — Koste einmal! Du verziehest ja dein Gesicht — hats nicht gut geschmeckt? Es ist Salz.

Das Salz siehet weiß aus, der Zucker siehet weiß aus. —

Der Zucker glänzt hier, glänzt da, glänzt dort ein wenig, das heißt er flimmert — das Salz flimmert auch.

Das Salz kann ich zerreiben, da werden Salzkörnchen daraus. Den Zucker kann ich zerdrücken, da werden Zuckerkörnchen daraus.

Zerreibe einmal das Salz — das fällt gleich aus einander! Das Salz ist locker. Zerreibe einmal den Zucker! Das kannst du ja nicht — der Zucker ist fest. Den Zucker muss ich mit etwas hartem zerdrücken, mit einem Stücke Holz oder mit einem Hammer. Aber mit meinen Fin-

gern kann ich doch einige Körnchen abbrechen. Siehst du. — Am besten weiß deine Zunge, was Salz ist, und was Zucker ist. Wie schmeckt denn der Zucker? — Süß. — Wie schmeckt aber das Salz? — Es schmeckt wie Salz, mehr kann ich dir nicht sagen. Du mußt es kosten. Es beißt auf der Zunge.

Hier sind zwei Weingläser. In den Gläsern ist Wasser. In dieses Glas will ich das Salz werfen, in das andere werfe ich den Zukker. Da nimm nun das Stäbchen, und rühre das Wasser in den Gläsern um.

Ih; hier in dem Glase ist ja kein Salz mehr! Das Salz ist in dem Wasser zerflossen.

Ob wohl der Zucker auch zerfließt? Er siehet schon ganz anders aus. Das Wasser hat sich in den Zucker gezogen! Sieh — da zerfällt er. Nun zerfließen die kleinen Stückchen.

Der Zucker zerfließt, das Salz zerfließt im Wasser. Aber das Salz zerfließt geschwind. Nun koste einmal das Wasser. Das hier wird salzig schmecken. — Nicht wahr? — und wie wird das andre schmecken? — Es muss süß schmecken. Das Salz ist unter dem Wasser, der Zucker ist

unter dem Wasser. Du kannst das Salz nicht mehr sehen; du kannst den Zucker nicht mehr sehen. Aber du kannst Salz und Zucker schmecken.

Wozu gebrauchen wir denn das Salz? Die Ertoffel schmecken gar nicht gut, wenn wir kein Salz dazu haben. Wenn ich Fleisch in den Topf thue, und Wasser darauf gieße, und an das Feuer setze, da werfe ich auch Salz in den Topf. Das Fleisch schmeckt ekelig, wenn kein Salz daran gethan ist.

Wenn ich den Kaffee in die Tassen gieße, thue ich da auch Salz in die Tasse? — Wir wollen den Kaffee süß haben. Auf den Kuchen streue ich auch Zucker.

26.

Fritz und Adelheid.

Es war einmal ein kleiner Junge, der hieß Fritz. Fritz aß recht gern Salz. Wenn die Mutter dem kleinen Fritz Butterbrot gab, da wollte er sich immer noch Salz auf die Butter streuen. Doch die Mutter verboth es dem Fritz jedes Mal. Sie sagte: du sollst kein Salz auf das Butterbrot streuen. Das Salz ist wohl recht

gut; aber viel Salz ist nicht gesund. Nun nahm Fritz kein Salz mehr, wenn die Mutter dort stand, und ihn sehen konnte: denn er fürchtete sich vor der Mutter; aber die Mutter ging manch Mal fort, und sahe nicht auf Fritzen. — Da nahm der ungehorsame Junge doch wieder Salz. Siehst du wohl, das ist ein sehr unartiges Kind gewesen. Was die Aeltern verbiethen, das dürfen die Kinder niemals thun.

Aber die kleine Adelheid war ganz anders. Adelheid aß recht gern Zucker. Manch Mal stand eine schöne Schale auf dem Tische, und in der Schale waren schöne Stückchen Zucker. Da kam Adelheid geschlichen, und hohlte sich ein Stückchen Zucker aus der Schale, und den Zucker steckte sie ganz still in den Mund.

Aber die Mutter sahe es doch. Und die Mutter sprach: Adelheid du sollst nicht so viel Zukker essen. Der Zucker ist wohl recht gut: aber zu viel Zucker ist nicht gesund. Die Zähne werden auch schwarz von dem vielen Zucker.

Da that Adelheid, was die Mutter gesagt hatte. Adelheid war ein Mal ganz allein in der Stube. Der Vater war nicht zu Hause, und

die Mutter war in der Küche, und kochte Kaffee. Auf dem Tische standen aber schon die Tassen, und die Zuckerschale. Die Zuckerschale war ganz voll Zucker. Adelheid wollte gern ein Stückchen Zucker in ihren Mund stecken, aber sie nahm doch keinen Zucker: denn das gute Mädchen dachte gleich: die Mutter hat es verbothen!

27.

Der Fingerhut.

Da, da will ich dir etwas auf dein Fingerchen stecken. Es ist ein Fingerhut. Nun habe ich dem kleinen Finger einen Hut aufgesetzt!

Wie glänzt doch der Fingerhut; ja, er ist aus Messing, und das Messing glänzt. Du weißt ja was für eine Farbe das Messing hat.

Der Fingerhut ist rund; ich kann ihn auf dem Tische hin rollen; der Fingerhut ist aber auch hohl. Sieh, da kannst du das Fingerchen hinein stecken. Die Nadelbüchse hier ist auch hohl. Ich kann die Nadeln hinein stecken. Aber sieh einmal die Grübchen, die hier auf dem Fingerhute sind, ein Grübchen ist da an dem andern.

Wozu mögen denn die Grübchen da sein? Das will ich dir sagen!

Hier habe ich ein Läppchen, eine Nähnadel und Zwirn; ich will nähen. Ich muss die Nähnadel durch das Läppchen stechen; da muss ich mit dem Finger auf die Nähnadel drücken. Aber mein Finger thut mir davon wehe: denn der Finger ist weich. Darum stecke ich den Fingerhut auf den Finger. Mit dem Fingerhute drücke ich nun auf die Nadel, und in die Grübchen stemmt sich die Nähnadel, siehst du wohl! da kann sie nicht abrutschen. Desswegen sind die Grübchen gemacht.

Jetzt ein Geschichtchen!

28.

Minnas Fingerhut.

Ich will dir etwas von der kleinen Minna erzählen. Das war ein gutes Mädchen. Immer war Minna artig, immer that Minna, was die Mutter sagte. Und die Mutter hatte ihre gute Minna auch recht lieb, und Minna bekam immer etwas von der Mutter geschenkt.

Einmal kam ein Mann in die Stube. Der

Mann hatte einen Kasten; der Kasten hing an einem Riemen vorn vor dem Bauche des Mannes. In dem Kasten lagen Scheren, und Messerchen, und Nadelbüchschen, und Fingerhüte. Der Mann wollte aber die schönen Sachen verkaufen.

Und die kleine Minna stieg auf einen Stuhl, und kuckte in den Kasten. Da sahe Minna die Fingerhüte. Sie sagte recht freundlich zu der Mutter: ach liebstes Mütterchen, kaufe mir doch einen Fingerhut! — Und die Mutter kaufte auch einen Fingerhut. Der Fingerhut glänzte recht, und war recht klein, wie Minna's Finger so klein; und die kleine Minna freuete sich recht sehr.

Aber die kleine Minna hatte noch einen kleinen Bruder, der hieß Wilhelm. Wilhelm war noch sehr klein — er konnte noch nicht laufen; er konnte aber in seinem Stuhle am Tische sizzen. Dem kleinen Wilhelm gefiel der Fingerhut auch; — er langte nach dem Fingerhute. Da gab die Schwester Minna dem kleinen Bruder das schöne Ding. Der kleine Wilhelm setzte den Fingerhut auf sein Fingerchen, und fuhr mit dem Fingerchen hin und her, und freuete sich

recht darüber. Aber die Freude dauerte nicht lange. Wilhelm warf den Fingerhut in die Stube. Da kam das Hündchen gesprungen: denn Minna hatte auch ein Hündchen, das war ein allerliebstes Thier. Und das Hündchen sprang hin zu dem Fingerhute, und biß in den Fingerhut, und knurrte, und spielte mit dem Fingerhute. Aber das Hündchen hatte scharfe Zähne, und die scharfen Zähne machten Lücken in den Fingerhut.

Doch die kleine Minna lief hin zu dem Hündchen, und nahm ihm den Fingerhut weg; aber der Fingerhut sahe nicht schön mehr aus. Das Hündchen hatte den Fingerhut ganz breit gebissen, und ganz voll Lücken gemacht. Da weinte Minna. Aber Minna war nicht böse auf das Hündchen: denn das Hündchen wusste nicht, dass es Schaden thäte. Auch war die kleine Minna nicht böse auf den Bruder Wilhelm, und nennte ihn nicht ein garstiges Kind. Sie sagte: du armer Junge bist ja noch so klein, und kannst nichts dafür, daß dir der Fingerhut von dem Finger gefallen ist. So ein gutes Kind war Minna. Aber die Mutter sagte: weine nicht,

liebe Minna, ich will dir einen andern Fingerhut kaufen.

29.

Der Stuhl.

Komm her zu mir und setze dich! Worauf sitzest du? — Auf dem Stuhle. Wir wollen doch einmal den Stuhl recht ansehen.

Da unten steht der Stuhl auf Füßen. Du hast auch Füße, und stehst auf den Füßen. Alles heißt ein Fuß, worauf ein Ding stehet. Der Ofen steht auf Füßen, der Tisch hat Füße, die Kommode hat Füße, der Leuchter hat da unten einen Fuß.

Zähle einmal, wie viel Füße hat der Stuhl? —

Hier der Stock ist rund —: die Füße am Stuhle sind nicht rund —; hier ist eine Seite, die ist breit — hier ist noch eine breite Seite, hier wieder eine, und hier wieder eine. — Hier ist eine Ecke, hier eine, hier wieder eine, und hier wieder eine. Zähle einmal, wie viel Ecken hat der Fuß am Stuhle. Er ist viereckig. Wie viel Ecken hat denn der Tisch?

Da oben ist der Stuhl breit; da kannst du sitzen, das ist der Sitz von dem Stuhle.

Der Sitz ist aber weich gemacht. Da drunter sind Hare. Die Hare sind aber von den todten Pferden genommen, von den Schwänzen und von der Mähne am Halse. Der weiche Sitz auf dem Stuhle heißt aber das Polster.

Mit dem Rücken kannst du dich da hinten anlegen. Das ist die Lehne. Die Lehne ist blos darum gemacht, daß man sich anlehnen kann.

Woraus ist aber der Stuhl gemacht. Aus Holze! der Tischler hat den Stuhl aus Holze gemacht. Der Stuhl siehet aber braun aus; er ist so angemahlt.

Der Tisch hat vier Füße, der Stuhl hat vier Füße. Da ist ja einer, wie der andere? Aber der Tisch hat keine Lehne, und der Tisch ist viel höher. Auf den Stuhl setzen wir uns, auf den Tisch setzen wir allerlei Sachen: wir setzen Gläser auf den Tisch und Bierflaschen, und Teller und Schüsseln. Ich lege das Scherchen auf den Tisch und den Zwirn, den Fingerhut und die Nähnadel.

Nun sollst du auch eine Geschichte von dem Stuhle hören.

30.

Mathildens Stuhl.

Es war einmal ein Mädchen, das hieß Mathilde. Mathilde konnte schon lange laufen, schon lange sprechen; aber Mathilde war doch noch nicht groß. Die Mutter hatte der kleinen Mathilde einen Stuhl gekauft. Der Stuhl war aber auch klein. Er hatte vier niedrige Füße, und die Füße waren viereckig. Aber auf dem Sitze war kein Polster. Der Sitz war aus einem Bretchen gemacht, war so hart wie der Tisch. Mathilde konnte sich gleich so hinsetzen auf den Stuhl, sie brauchte nicht erst hinaufzukriechen.

Nun hatte Mathilde noch einen kleinen Bruder. Ach, der war recht klein! Er hieß Karl. Karl konnte schon laufen; aber er konnte noch nicht sprechen. Er sprach nur: täte, ja, ja! nei, nei! Aber mit dem Köpfchen konnte der kleine Karl schütteln und nicken, und mit dem Fingerchen konnte er auch zeigen.

Der kleine Karl wollte immer auf Mathildens Stuhl kriechen. Aber Mathilde war gar-

stig; sie wollte den kleinen Karl nicht auf ihren Stuhl kriechen lassen.

Einmal kam der kleine Karl auch an den Stuhl gelaufen, und legte sich mit seinem Köpfchen auf den Stuhl, und steckte die Fingerchen in den Mund. Da kam die garstige Mathilde, und sagte: gleich geh von meinem Stuhle! Der Stuhl gehört mir! Du sollst dich nicht auf den Stuhl legen!

Aber der kleine Karl blieb liegen auf dem Stuhle, und lachte, und schüttelte mit dem Kopfe. Da wurde Mathilde bös, und sie fasste den Stuhl an der Lehne an, und — warf den Stuhl um.

Da fiel der kleine Karl hin, und der Stuhl fiel auf den kleinen Karl. Mathilde lief aber fort in den Winkel, und sahe nieder auf die Erde. Es that wohl der kleinen Mathilde leid, daß sie den Bruder hingeworfen hatte? Ach nein! Mathilde fürchtete sich vor der Mutter. Die Mutter strafte auch das unartige Kind. Und wie strafte denn die Mutter das unartige Mädchen? Die Mutter sagte: nun soll der Stuhl nicht mehr dir gehören. Nun soll der Stuhl

dem kleinen Karl gehören, und du darfst dich niemals wieder auf den Stuhl setzen. —

Das war eine unartige Schwester, die ihren kleinen Bruder gar nicht lieb hatte.

31.

Die Gabel.

Es ist doch recht gut, daß wir eine Gabel haben. Wenn wir keine Gabel hätten, da müssten wir mit den Fingern das Fleisch in den Mund bringen, wie die ganz kleinen Kinder.

Was machst du denn aber mit der Gabel? — Dazu gebrauche ich die Gabel auch.

Mit der Gabel steche ich die Bissen an. Die Gabel muss spitzig sein, sonst sticht sie nicht; sie muss hart sein, sonst ginge sie entzwei, wenn ich anstechen wollte. Holz kann ich auch spitzig machen; aber das Holz bricht leicht entzwei. Da ist nun die Gabel nicht aus Holz gemacht; sie ist aus Eisen gemacht. Das Eisen ist ja sehr hart, und lässt sich gut spitzig machen.

Wie viel Spitzen hat denn die Gabel. Eins, zwei, drei? Warum hat denn die Gabel drei Spitzen. Hier habe ich einen Bissen Brot und

eine große Nähnadel. Die Nähnadel hat nur eine Spitze. Ich will den Bissen mit der Nähnadel anstechen. Das geht recht gut. Aber nun hebe ich den Bissen an der Nähnadel in die Höhe. Da dreht sich der Bissen an der Nähnadel herum. Nun will ich aber mit der Gabel den Bissen anstechen. Sieh da sitzt er fest; er kann sich nicht mehr drehen, weil die Gabel drei Spitzen hat.

Hier fassest du die Gabel an. Das ist nicht aus Eisen, das ist aus Holz gemacht. Das heißet das Heft von der Gabel. Hier um das Heft ist ein Ring gemacht, den Ring nennt man die Zwinge. Da soll das Heft nicht entzwei springen. Die Zwinge ist aus Zinn gemacht.

32.

Karl mit den Gabeln.

Der Knabe, von dem ich erzählen will, hieß Karl. Karl wollte gar zu gern etwas für seine Mutter arbeiten. Er sagte immer: Mütterchen, gieb mir doch etwas zu thun, ich will dir gern helfen. Da sagte einmal die Mutter: du kannst die Messer und die Gabeln alle Tage auf den

Tisch legen, wenn wir essen wollen. Aber du darfst nicht springen, sonst könntest du fallen. Da könnte leicht ein Messer oder eine Gabel in deinen Leib fahren.

Die Mutter gab aber dem kleinen Karl ein Körbchen, in das Körbchen sollte er die Messer und die Gabeln legen. Karl trug das Körbchen alle Mal zu Mittage in die Stube; er ging aber langsam, und sahe immer auf den Weg. Karl wollte nicht fallen.

Einmal kam Karl auch in die Stube, und hatte sein Körbchen mit den Messern und den Gabeln in der Hand. In der Stube war aber schon ein weißes Tuch über den Tisch gedeckt, und Teller waren auf dem Tische rings herum gesetzt. Die kleine Schwester Emilie war auch in der Stube, und lief um den Tisch herum, und pochte mit ihrem Händchen auf die Teller. Emilie wollte aber sehen was Karl in dem Körbchen hätte, und lief hin zu dem Bruder Karl. Aber Karl sagte: liebe Emilie, komm jetzt nicht zu mir! Ich trage die Messer und die Gabeln. Ich darf nicht fallen, sonst stechen mich die Gabeln. Da blieb Emilie stehen! Karl ging aber an

den Tisch und setzte das Körbchen hin. Aus dem Körbchen nahm er ein Messer und eine Gabel, und legte sie an den Teller hin, wo der Vater essen sollte. Hernach legte er der Mutter Messer und Gabel hin, und allen andern, die am Tische sitzen sollten, Emilie wollte aber mit den Gabeln spielen; doch Karl sagte: fasse ja nicht die Messer an und die Gabeln: denn die Messer schneiden und die Gabeln stechen! Karl war vorsichtig. Seine Schwester sollte keinen Schaden nehmen, und er wollte auch keinen Schaden nehmen.

33.

Emilie mit der Gabel.

Karl ging wieder hinaus aus der Stube zu seiner Mutter. Emilie blieb in der Stube und ging hin an den Tisch, und stieg auf den Stuhl, und nahm eine kleine Gabel. Die Gabel gehörte der kleinen Emilie. Und mit der Gabel spielte Emilie. Aber sie saß nicht ordentlich auf dem Stuhle. Emilie kniete mit einem Beine auf dem Stuhle; das andere Bein hatte sie herunter hangen. Da fiel Emilie von dem Stuhle! Emilie hatte aber die Gabel in der Hand — und

die Gabel — o weh! o weh! fuhr ihr gerade hier ins Auge! O weh, o weh! wie schrecklich sahe das aus. Die kleine Emilie konnte die Gabel nicht wieder heraus ziehen aus dem Auge; aber es that ihr entsetzlich wehe. Da schrie Emilie fürchterlich. Und der Vater hörte Emilien schreien, die Mutter hörte das arme Kind auch schreien. Der Vater kam; die Mutter kam, der Bruder Karl kam! Ach, wie erschrak der Vater; ach, wie weinte die Mutter! Sie sahen Emilien auf dem Fußboden liegen, und die Gabel stach in dem Auge!

Da zog der Vater die Gabel heraus. Der Vater zitterte aber. Und die Mutter schlug die Hände zusammen und weinte. Und Karl schrie auch: meine gute Emilie, ach meine gute Emilie!

Aber Emilie schrie, was sie konnte. Es wurde ein Mann gehohlt, der heißt ein Wundarzt, der sollte machen, daß das Auge wieder gut würde; aber der Mann konnte das Auge nicht wieder gut machen. Das Auge war durchstochen, und es kam Wasser heraus geflossen. Endlich fiel das Augenlied zu, und Emilie konnte mit dem Auge nicht mehr sehen.

Ach, die Gabel ist wohl recht nützlich: wir müssen mit der Gabel essen. Aber die Gabel ist auch recht gefährlich! Die Kinder dürfen nicht mit der Gabel spielen!

34.

Das Tischmesser.

Hier habe ich ein schönes, schönes Messer. Es ist doch ein allerliebstes Ding das Messer. Nicht wahr, damit sollen die Kinder spielen?

Ih, bewahre! das ist kein Spielzeug für Kinder. Es ist ein gar schlimmes Ding. Sieh einmal hierher! wie dünn ist da das Messer. Das nennt man die Schneide. Und wenn ich mit der Schneide über diesen Apfel so hinstreiche —; sieh — gleich fähret das Messer in den Apfel. Ach, wenn das Messer so in dein Händchen führe! O weh, o weh! das wäre erschrecklich. Da käme Blut aus dem Händchen geflossen, und das Händchen wäre entzwei geschnitten, und thät sehr wehe, sehr wehe.

Aber das Messer ist doch auch ein recht gutes Ding. Wenn wir essen, schneide ich dir das Fleisch klein, und das Brot; die Aepfel schäle

ich dir auch mit dem Messer; und Butterbrot schmiere ich auch damit. — Mit dem Messer kann ich auch Holz schneiden, aber Eisen nicht. Doch die Schneide hier muss recht dünn sein, da schneidet erst das Messer. Wenn die Schneide sehr dünn ist, heißt das Messer scharf. Manchmal ist die Schneide nicht dünn, sondern dick, daß sie nicht schneiden kann; da heißt das Messer stumpf. Hier habe ich ein stumpfes Messerchen. Du kannst mit dem stumpfen Messer über deine Hand wegfahren; das Messer schneidet dich nicht. Dieses Messer ist auch für die kleinen Kinder gemacht; die kleinen Kinder sollen sich nicht schneiden.

Jetzt wollen wir das Messer recht ansehen. So weit ist das Messer aus Stahle; der Stahl ist das beste Eisen. Das hier heißt die Messerklinge. Die Messerklinge hat aber hier eine Seite, die ist breit; und hier ist auch eine breite Seite. Das heißt die Fläche von der Messerklinge. Hier ist auch eine Seite, die ist nicht breit, ist schmal; die schmale Seite heißt der Rücken. Hier oben ist die Messerspitze. Mit der Spitze können sich die Kinder

leicht stechen. Hier das kleine Messer hat keine Spitze. Es ist vorn rund; es ist für Kinder gemacht.

Die Messerklinge ist auch wie die Gabel in Holz gesteckt. An dem Holze halte ich das Messer. Aber das Holz ist glatt geschnitten und gefärbt. Du weißt ja wohl, wie das Holz hier heißt? — das Heft! An dem kleinen Messerchen ist auch ein kleines Heft. Es ist aber anders geschnitten. An dem Hefte ist auch eine Zwinge aus Zinn.

35.

Der Fall auf der Treppe.

Von einem unverständigen Knaben will ich dir einmal erzählen. Er hieß Fritz. Fritz war schon ein großer Knabe. Er ging die Treppe hinan. Oben war eine Stube, und in der Stube wohnten seine Schwestern. Fritz wollte in die Stube gehen, und ein Messer hohlen. Die Schwester Christel hatte das Messer gebraucht; aber die Mutter wollte das Messer wieder haben, und Fritz sollte es hohlen. Fritz kam in die Stube und fand das Messer. Das Messer

steckte aber Fritz in seine Tasche. Dann ging er die Treppe hinunter. Auf der Treppe fiel Fritz hin. Da fuhr das Messer hier in seinen Schenkel (von hinten in der Mitte des Schenkels.)

Fritz hatte Hosen an, die waren aus Leder. Da konnte das Messer nicht so gut durchfahren. Aber es ging doch ganz durch das Fleisch, bis auf den Knochen, den du da fühlen kannst. Fritz stand wieder auf, und zog das Messer aus dem Fleisch. Da ging ein tiefes Loch in das Fleisch. So ein Loch, das ins Fleisch kommt, nennt man eine Wunde. Aus der Wunde kam viel Blut geflossen. Fritz wurde aber ganz blass in dem Gesichte. Und er ging still in die Küche zu der Mutter, und sagte: Mutter, ich bin ins Messer gefallen. Da sahe die Mutter Fritzen an. Unten aus den Hosen floss das Blut vor. Ach, wie erschrak die gute Mutter. Sie schickte geschwind nach dem Wundarzte. Der Wundarzt kam auch bald; er ließ noch Blut herauslaufen aus der Wunde; endlich hielt er das Loch zu, und legte Pflaster auf, und band eine Binde um das Bein. Fritz wurde hernach in das Bett getragen. Da musste er lange, lange in dem Bette

liegen

liegen bleiben, und wenn die andern Kinder herumsprangen und spazieren gingen — da lag Fritz im Bette allein.

Wie unverständig war doch Fritz, daß er das Messer in die Tasche steckte.

36.

Das Taschenmesser.

Hier habe ich ein Messer, das kann ich in die Tasche stecken.

Die Klinge von dem Tischmesser hier steckt fest in dem Hefte. Ich kann sie nicht bewegen. Aber die Klinge von dem Taschenmesser kann ich bewegen. Die Klinge biegt sich ganz vor, bis sie da hereinkommt in das Heft. Da spreche ich: ich habe das Messer eingeschlagen. Nun will ich das Messer wieder aufmachen. Da ziehe ich die Klinge wieder in die Höhe. Nun kann ichs gebrauchen, wie ein anderes Messer. Aber die Klinge kann ich nicht hier hinter biegen. Sieh, da ist ein Stäbchen aus Eisen, das heißt die Feder. Die Feder läßt aber diese Klinge nicht hinter, und hält sie fest.

Das Taschenmesser ist darum so gemacht,

daß ich's in die Tasche stecken kann. Wenn ich das Messer eingeschlagen habe, kann es mich nicht schneiden, und auch nicht stechen.

37.

Das verlorne Taschenmesser.

Es war einmal ein kleiner Junge; er hieß Ferdinand. Ferdinand wollte gar zu gern ein Taschenmesser haben. Aber die Mutter sagte: Ferdinand, wer ein Taschenmesser hat, der muss immer auf sein Taschenmesser Achtung geben, denn er kann es leicht verlieren, oder er kann es einmal irgend wo liegen lassen, und dann kommt das Taschenmesser leicht weg.

Aber Ferdinand sagte: Mütterchen, ich verliere mein Taschenmesser gewiss nicht; ich will immer auf das Taschenmesser Achtung geben.

Da sagte die Mutter: ich werde es sehen. Ich will dir ein Taschenmesser kaufen.

Die Mutter kaufte auch ein Taschenmesser, und gab es Ferdinanden. Da freute sich Ferdinand sehr.

Und Ferdinand gab recht Acht auf sein Taschenmesser. Er griff immer in die Tasche, und

fühlte nach, ob das Messer noch darinn wäre. Aber Ferdinand zog auch immer das Messer heraus, er wollte immer was schneiden.

Einmal ging Ferdinand hinaus vor die Stadt. Draußen vor der Stadt war ein großer, großer Platz, der war ganz grün; auf dem Platze wuchs Gras.

Und Ferdinand spielte auf dem grünen Platze mit andern Kindern. Ein Knabe hatte aber einen kleinen Wagen mitgebracht. In den Wagen wollten die Kinder Gras laden. Da zog Ferdinand sein Messer aus der Tasche, und schnitt Gras mit dem Messer ab. Das Gras trug er aber in den Wagen. Es sprangen aber auch Frösche in dem Grase, da sprangen die Kinder nach den Fröschen, und wollten sie fangen. Und Ferdinand sprang geschwind auch mit. Er ließ aber sein Taschenmesser liegen, und vergaß es.

Und Ferdinand fing Frösche und trug sie in der Hand, und freuete sich, und dachte gar nicht an sein Taschenmesser.

Ferdinand ging endlich nach Hause mit den andern Kindern. Und die Kinder jagten sich, und sangen, und waren recht vergnügt. Ferdi-

nand freuete sich auch mit, und vergaß sein Taschenmesser.

Ferdinand kam nach Hause. Da dachte er an sein Taschenmesser. Ferdinand fühlte an die Tasche; da war das Messer nicht in der Tasche. Und Ferdinand erschrak, und weinte, und wollte fortlaufen zu dem grünen Platze, und das Taschenmesser suchen; aber es wurde schon Abend und dunkel. — Da weinte Ferdinand immerfort — und er konnte auch das Abendbrot nicht essen, und er konnte in der Nacht nicht schlafen: denn er dachte immer an sein Taschenmesser.

Des Morgens ganz früh stieg Ferdinand schon aus dem Bette. Er zog sich geschwind an. Dann lief Ferdinand fort auf den grünen Platz, und suchte sein Taschenmesser. Ferdinand suchte lange, lange, und weinte immerfort; aber das Taschenmesser fand er nicht.

38.

Das Federmesser.

Hier habe ich auch ein Messer. Das ist sehr klein. Das ist ein Federmesser. Sieh hier habe ich eine Feder. Die ist aus dem Flügel

von der Gans gezogen. Mit der Feder kann ich noch nicht schreiben; ich muss die Feder erst schneiden. Jetzt gieb Acht, wie ich die Feder schneide. — — —

Da ist sie geschnitten. Nicht wahr, ich habe recht viel schneiden müssen! Aber immer sehr wenig habe ich weggeschnitten von der Feder. Nun will ich sehen, ob ich mit der Feder schreiben kann. — —

Da sieh! da kommen Striche aufs Papier; ich kann dir auch eine Blume mit der Feder herzeichnen.

Aber sieh einmal auf die Feder. Da vorn mit der Spitze schreibe ich. Die Spitze heißt der Schnabel. Sieh, wie der Schnabel hier einen Bogen hat. Den Bogen kann man nicht mit einem breiten Messer schneiden. Darum ist das Federmesser schmal. Aber das Federmesser muss auch sehr sehr dünn an der Schneide sein. Groben Stahl kann man nicht so dünn machen. Der Stahl muss fein sein. Das Federmesser ist aus feinem Stahle. Aber das Federmesser zerbricht auch leicht. — Das Federmesser ist sehr spitzig. Kinder können sich leicht stechen. Es hat

sich einmal ein Kind mit dem Federmesser ins Auge gestochen, da konnte es nicht mehr mit dem Auge sehen.

39.

Das missbrauchte Federmesser.

Leopold war ein Knabe, der nicht mehr klein hieß. Er war schon groß gewachsen, und konnte lesen und schreiben. Er hatte auch gelernt Federn schneiden. Da schenkte einmal der Vater dem Leopold ein Federmesser. Darüber freuete sich der Knabe. Und nun schnitt er sich die Federn selbst. Aber Leopold schnitt auch manchmal Holz mit dem Federmesser; da blieb die Schneide nicht mehr dünn; sie wurde stumpf.

Der Vater sagte aber zu Leopolden: mit dem Federmesser sollst du nichts weiter schneiden, als Federn; sonst verdirbst du das Messer. Und der Vater nahm einen Stein. Der Stein war bald wie ein schmales Bretchen. Er war auch so eben und glatt. Den Stein machte der Vater nass. Hernach strich er das Federmesser auf dem Steine hin und her. Das nennt man wetzen. Da wurde die Schneide am Federmesser wieder dünn

Leopold schnitt nun kein Holz mehr mit dem Federmesser. Aber einmal gab die Mutter ihrem Leopold welsche Nüsse. Die Nüsse wollte Leopold gern von einander brechen. Da nahm er sein Federmesser, und schob es oben in eine Nuss, und wollte die Schalen von einander biegen. Knick! da brach das Federmesser entzwei. Leopold weinte; aber das Federmesser war nun entzwei, und konnte nicht wieder ganz gemacht werden.

Zweiter Abschnitt.

Leichte Erzählungen.

I.

Geschichtchen, wie ich sie meinem zweijährigen Karl erzähle. —

1.

Vom Schäfchen.

Ich gehe bald weg, hinaus auf die Straße. Da gehe ich zu einem Manne. Der Mann hat ein Schäfchen. Da nehme ich Geld aus der Tasche; da spreche ich: Mann, hier hast du Geld, gieb mir ein Schäfchen! Da giebt mir der Mann ein Schäfchen, ein schönes Schäfchen! Da nehme ich das Schäfchen in den Arm. Da gehe ich nach Hause, und komme in die Stube. Ich komme da zur Thür herein. Da kommt mein

kleiner Karl gelaufen. Da spreche ich: ei, Karl, was habe ich schönes! und da setze ich das Schäfchen herunter in die Stube. Da springt das Schäfchen, und schreit: bä, bä! Ach, da freut sich der kleine Karl! Ja? da schlägt der kleine Karl so in die Hände. (Karl sagte hier: ja Vater, Schäfe habe!) — Hernach streichelt Karl das Schäfchen; ei ei ei! liebes Schäfchen. Hernach bringt die Mutter dem Karl Brot, und Karl giebt das Brot dem Schäfchen. Da, Schäfchen, friss Brot! (Karl aß eben Semmel. Er rutschte vom Ruhebette, auf dem er saß, brach Semmel ab, und warf die Bröckchen unter den Ofen. Dabei sprach er: da Schäfe! Seine Phantasie war erhitzt worden.) —

Hernach bringt Adelheid ein Band, ein kleines Band, das Band sieht roth aus; sieh, da hat es die Adelheid schon. Das Band binden wir dem Schäfchen um den Hals, und an das Band hängt der Vater ein Glöckchen. Da springt das Schäfchen, da klingt das Glöckchen: ling, ling! ling, ling!

2.

Von der Semmel.

(Karl sahe meinen Geldbeutel liegen, und wollte ihn in seine Tasche stecken.)

Nein, nicht in die Tasche stecken. Der Geldbeutel gehöret dem Vater; ist mein! In dem Beutel ist Geld. Sieh einmal! — Den Beutel steckt der Vater in die Tasche. Hernach gehe ich zu der Thür hinaus; ich gehe hinaus auf die Straße; ich gehe fort, immer fort. Da komme ich zu einem Manne. Der Mann hat Semmel. Da spreche ich: Mann, da hast du Geld, gieb mir Semmel, Semmel für meinen Karl! Da giebt mir der Mann Semmel. Die Semmel stecke ich da in die Tasche. Da gehe ich fort, und komme nach Hause. Da zu der Thür herein komme ich. Und da spreche ich: Karl komm, ich habe was mitgebracht! Da kommt Karl geschwind gelaufen. Da ziehe ich die Semmel aus der Tasche, und gebe dem Karl die Semmel. — Was willst du mit der Semmel machen?

3.

Vom Kätzchen und dem Hunde

Das Kätzchen saß in der Stube. Das Kätzchen fraß einen Knochen. Da kam der Hund. Der Hund wollte den Knochen haben. Da schrie der Hund: bau, bau! Das Kätzchen schrie: mau, mau! Da wollte der Hund das Kätzchen beißen. Aber das Kätzchen schlug mit den Pfötchen, und schlug den Hund recht derb; da schrie der Hund: hau, au! das Kätzchen schrie: miau!

Da machte die Mutter die Thür auf, da lief das Kätzchen hinaus. Der Hund lief aber geschwind dem Kätzchen nach. Weg waren sie!

4.

Von dem Pferde.

Hernach gehe ich fort. Da gehe ich in den Stall. In dem Stalle ist das Pferd. Das Pferd steht dort und frisst. Da spreche ich: Hotto Pferd, komm, komm mit zum kleinen Karl. Da macht das Pferd: br, br! und kratzt so mit dem Fuße. Da führe ich das Pferd heraus. Da geht das Pferd aus dem Stalle. Und die Mutter bringt

den kleinen Karl. Da nimmt der Vater den kleinen Karl, und setzt den Karl aufs Pferd. Ach da läuft das Pferdchen fort. Da gehts hopp, hopp! und Karl sitzt oben auf dem Pferde! Ei, das wird schön!

5.

Von dem Hündchen.

Willst du ein Hündchen haben? Ach ja! Ich will dem Karl ein Hündchen kaufen. Da gebe ich dem Manne Geld, und spreche: da Mann hast du Geld, gieb mir ein Hündchen für den kleinen Karl. Da giebt mir der Mann ein Hündchen. Das Hündchen nehme ich in den Arm und trage das Hündchen fort. Da bringe ich das Hündchen zu dem kleinen Karl. Und Karl wird sich recht freuen. Da setze ich das Hündchen herunter von dem Arme. Da springt das Hündchen hin zum Karl. Und das Hündchen heißt Ello. Da leckt der Ello die Hand dem kleinen Karl. Und Karl spricht: Ello, Ello! Da springt der Ello immer zu dem Karl.

Und Karl giebt dem Ello Brot. Da freut sich Ello, und leckt dem Karl das Händchen.

Und Abends legt sich der Karl ins Bett. Da springt Ello in das Bett zum Karl. Und Ello schläft beim Karl.

6.

Von der Kuh.

Ach sieh, da geht die Kuh. Die Kuh schreit: muh, muh, muh! die Kuh ist groß; die Kuh hat Hörner! die gute Kuh frisst Gras. Die Kuh frisst auch Brot. Komm, gute Kuh, zum Karl. Der Karl giebt dir Brot! Ach sieh, die Kuh geht fort. Die Kuh kommt nicht zum Karl. Die Kuh hat's nicht gehört. Die Kuh spricht nicht, wie Karl. Die Kuh schreit nur: muh, muh!

Da kam einmal ein Hündchen; das Hündchen sprang zur Kuh. Das Hündchen wollte beißen die gute Kuh. Das Hündchen schrie: hau, hau, hau, hau. Da kam die Kuh, und hielt den Kopf so tief; da stieß die Kuh das Hündchen mit den Hörnern, da schrie der Hund: au, au, au! da lief das Hündchen fort.

7.

Von den Hühnern.

Ich will dir was erzählen, Karl. Ach von den Hühnern. Die Hühner laufen draußen auf dem Hofe. Da fressen sie Körnchen; pick, pick, pick! fressen die Hühnchen immer die Körnchen mit dem Schnabel. Da kommt auch der Hahn! Der Hahn sieht auch ein Körnchen. Das Körnchen frisst der Hahn nicht. Da ruft der Hahn: tuck, tuck, tuck, tuck! da kommen die Hühner gelaufen. Zu dem Hahne kommen die Hühner alle gelaufen. Da frisst eine Henne das Körnchen; der gute Hahn frisst das Körnchen nicht.

Da kommt das Hündchen gesprungen. Bau, bau! schreit das Hündchen. Das Hündchen springt zu den Hühnern; es will Hühner beißen. Hurr! da fliegen die Hühner fort. Die Hühner schreien aber: kack, kack, kack, kack. Da bleibt der Hahn stehen. Der Hahn wird bös. Der Hahn will das Hündchen beißen. Mit dem Schnabel packt der Hahn das Hündchen. Da läuft das Hündchen fort.

II.

Geschichtchen für Kinder, die dem dritten Jahre nahe kommen, und schon darin sind.

1.

Die Schere.

Es war einmal ein kleines, kleines Mädchen — so klein! das Mädchen saß an dem Tische, und auf dem Tische lag — ach, es lag eine schöne Schere dort. Da wollte das kleine Mädchen die Schere nehmen. Aber die Mutter sagte: du, du, du! die Schere sticht und schneidet, macht weh, weh! Schere nicht angreifen!

Aber das kleine Mädchen nahm die Schere doch — und denke einmal! — die Schere stach das Kind. Da kam das Blut aus der Hand gelaufen, und das Mädchen schrie: Mutter, Mutter! Blut! die Hand that recht wehe. So gehts, wenn die Kinder nicht gehorchen.

2.

Die Spielsachen.

Ein kleines Mädchen hieß Auguste. Auguste hatte recht schöne Spielsachen bekommen: kleine Teller, Schüsselchen, Leuchterchen, Töpfchen, Messer, Gabeln; einen Feuerherd hatte Auguste, und auch noch Reibeisen, Tiegel, Pfannen, Kännchen und einen Mörser. Mit den schönen Sachen sollte Augustchen spielen.

Es kamen aber noch ein par kleine Mädchen zu Augustchen. Jakobine hieß ein Mädchen; das andere hieß Antonie, und Jakobine sagte: ei, Augustchen, was für schöne Sachen hast du! Mütterchen hat sie dir wohl geschenkt? Da antwortete Augustchen: ja!

Antonie sagte: nun, Augustchen, nun können wir recht schön spielen!

Da schob aber Augustchen ihre Spielsachen alle zusammen, und Augustchen sagte: die Spielsachen sind mein!

Jakobine wollte aber das Reibeisen anfassen. Da strampelte Augustchen mit den Füßen, und schlug die gute Jakobine mit der Hand.

Und

Und Auguste sagte wieder: die Spielsachen sind mein! Da weinte die arme Jakobine, und die gute Antonie weinte auch mit. Und beide Kinder gingen fort, und kamen nicht wieder zu Augustchen. Es mochte auch kein Kind mehr mit Augustchen spielen. Da war Augustchen immer allein, und hatte gar keine Freude mehr.

3.

Geschichtchen von dem Hampelmanne.

Es war einmal ein kleiner Junge, der hieß Karl. Das war ein lustiger Karl; er sprang gern, er tanzte immer, er kletterte überall. Karl war noch nicht alt; er war erst zwei Jahr alt; aber er war doch klug; Karl sprach alles nach, was er hörte. Es klang aber nicht immer so, wie der Vater sprach, und wie Natalie und Adelheid sprachen. Natalie und Adelheid waren aber Karls Schwestern, und konnten schon ganz gut sprechen.

Einmal brachte der Vater dem kleinen Karl eine Puppe mit. Die Puppe war gemacht, wie ein Männchen. Das Männchen hatte aber keine Höschen und kein Jäckchen an. Das Männ-

chen war überall benäht mit bunten Läppchen aus Tuche. Mit rothen, grünen, blauen, braunen, schwarzen Läppchen war das Männchen benäht. Und auf dem Kopfe hatte das Männchen eine Mütze, die sahe aus, wie eine Dute.

Der Vater gab dem kleinen Karl das Männchen, und sagte: da hast du einen Hampelmann!

Karl freuete sich aber recht. Er sprang in der Stube herum, und sang immer: mei Hämpemann, mei Hämpemann!

Darauf hielt Karl den Hampelmann bei der Mütze fest, und ließ den Hampelmann so in der Luft baumeln. Da fuhr die Mütze ab, und der Hampelmann fiel auf den Fußboden. Darüber freuete sich Karl. Karl nahm aber den Hampelmann, und lief zu dem Waschbecken. Das Waschbecken stand auf einem kleinen Tische. Karl kroch aber auf einen Stuhl, und trat auf den Stuhl. Nun stand Karl vor dem Waschbecken. Da wusch Karl seinem Hampelmanne den Kopf, und machte den ganzen Mann nass. Die Farbe an dem Gesichte ging ab, und der Hampelmann sahe nun hässlich aus.

Da kam die Mutter. Die Mutter sahe was Karl gemacht hatte, und schalt. Der nasse Hampelmann wurde auf den Ofen gelegt. Der Ofen war heiß, und der nasse Hampelmann sollte auf dem Ofen trocken werden. Karl freuete sich aber recht darüber; Karl dachte: er hätte etwas kluges gemacht, und sagte: ich macht, ich macht!

Es roch aber bald in der Stube nicht gut, es roch wie verbrannte Wolle. Da ging die Mutter an den Ofen, und sahe nach dem Hampelmanne. Ja, ja, der Hampelmann war ganz heiß, und an dem Arme war die Wolle versengt. Es war gut, daß der Hampelmann nicht ganz verbrannt war.

Karl konnte noch mit seinem Hampelmanne spielen. Karl spielte auch immerfort mit dem Manne. Endlich warf er den Mann in der Stube umher; denn der Hampelmann sollte springen. Da kam aber das Hündchen gesprungen, und nahm den Hampelmann in die Schnauze. Das Hündchen lief fort unter das Ruhebett. Da legte sich das Hündchen hin, und nahm der

Hampelmann zwischen die Pfoten, und kauete, und riss an dem Hampelmanne. Da ging der Kopf ab, und die Tuchläppchen riss das Hündchen dem Hampelmanne auch vom Leibe herunter.

Aber Karl weinte, und lief zur Mutter, und schrie: mei Hämpemann, mei Hämpemann!

Die Mutter wusste aber nicht, was Karl wollte, und sie sagte zu Karln: was ist denn mit deinem Hampelmanne geschehen?

Da rief Karl: Hund, Hund! — Nun wusste die Mutter gleich, was mit dem Hampelmanne geschehen war. Die Mutter rief: Nette, Nette! Da kam der Hund gesprungen. Die Mutter sahe auch, wo der Hund hergesprungen kam. Da ging die Mutter hin zu dem Ruhebette, und bückte sich nieder, und schob den Hampelmann mit einem Stocke vor. Der arme Hampelmann kam vor; aber er hatte keinen Kopf mehr.

Karl spielte aber doch noch mit dem Hampelmanne. Einmal stand die Ofenthür offen. Da nahm Karl seinen Hampelmann, und steckte ihn in den Ofen. In dem Ofen war aber Feuer. Der Hampelmann fing an zu brennen. Karl sa-

he den Hampelmann brennen, und freute sich recht. Karl sprang in die Höhe, und klatschte mit den Händchen und rief: Hämpemann bennt!

Die Mutter hörte Karln rufen. Da kam sie, und sahe in den Ofen. Der Hampelmann brannte am ganzen Leibe. Da musste die Mutter den armen Mann verbrennen lassen. Der Mann verbrannte bald, und es wurde ein Häufchen Asche aus dem Hampelmanne. Das hatte Karl nicht gewusst. Er wollte gern seinen Mann wieder haben, und rief: mei Hämpemann haben, mei Hämpemann haben! Aber die Mutter sagte: dein Hampelmann ist nicht mehr da, ist ganz verbrannt. Da weinte Karl lange um den Hampelmann. Aber Karl steckte nun nichts mehr in den Ofen.

4.

Die Taschen.

Der kleine Karl wollte gar zu gern Taschen haben. Er hatte noch keine Höschen an, er hatte nur ein Käppchen. Da steckte er immer seine Spielsachen oben in das Käppchen, und sagte: Tasche steckt. Da ließ aber der Vater dem klei-

nen Karl Höschen machen. In den Höschen hatte Karl Taschen. In die Taschen steckte nun Karl alles, was er einstecken konnte. Da waren die Taschen immer voll. Es staken manchmal in den Taschen Soldaten, Hölzchen, Tuchläppchen, Tellerchen.

Karl ging einmal mit seiner Mutter weg in ein anderes Haus. In dem Hause waren viel Kinder, und die Kinder hatten viel Spielsachen. Karl sahe die schönen Spielsachen, und sagte: Tasche stecken! Und Karl steckte auch in seine Tasche so viel, als in die Taschen ging. Aber die Mutter hatte das nicht gesehen.

Die Mutter ging bald wieder fort. Da nahm sie den kleinen Karl wieder mit nach Hause, und Karl hatte noch alle Spielsachen in seinen Taschen.

Karl war glücklich nach Hause gelaufen. Die Mutter hatte ihn geführt. Aber zu Hause sahe die Schwester Adelheid den kleinen Karl an, und sahe die dicken Taschen. Da sagte Adelheid: Karl, was hast du denn in deinen Taschen?

Da sagte Karl: Telle Tasche steckt. Und

nun packte Karl aus. Da brachte Karl eine ganze Menge Teller aus der Tasche, und Schüsselchen, Leuchterchen, Kaffeetassen, Kaffeekännchen; lauter solche Spielsachen hatte er in den Taschen stecken. Es war aber alles aus Holz.

Da lachten die Schwestern, und Karl lachte mit, und pochte mit den Händchen auf seinen Bauch.

Aber die Mutter sagte: die Spielsachen sind nicht dein. Die Spielsachen gehören Mienchen und Jettchen. Du darfst Spielsachen nicht einstecken, die nicht dein sind. Marie soll die Spielsachen wieder hintragen zu Mienchen und Jettchen. Und die Mutter schickte die Spielsachen wieder fort. Karl fing aber an zu weinen. Der kleine Junge hatte noch keinen Verstand: sonst hätte er die Spielsachen den andern Kindern nicht weg genommen.

5.

Der große Vogel.

Die kleine Natalie ist ein recht munteres Kind. Natalie ist erst vier Jahr alt. So alt wie — — —. Aber Natalie geht schon ganz

allein hinaus auf die Straße, und kennt den Weg zu der Frau Hofräthinn Horst, und zu dem Prediger Rost, und zu dem Bäcker Vogel. Der Bäcker wohnt aber nicht weit von dem Hause, wo Natalie ist.

Einmal gab die Mutter der kleinen Natalie zwei Groschen und ein weißes Tuch, und sagte: Natalchen, laufe zu dem Bäcker und hohle für das Geld Zwieback. Und Natalie sagte: ja Mütterchen! Es war aber Winter, und draußen auf der Straße lag Schnee. Da zog erst Natalie ihren Uiberrock an. Der Uiberrock war warm; er war aus Tuch gemacht. Hernach ging Natalie fort.

Aber das Kind kam bald wieder, und hatte keinen Zwieback in dem weißen Tuche. Natalie hatte auch noch das Geld in der Hand. Da sprach die Mutter: ih, Natalie was willst du denn?

Aber Natalie war ganz ängstlich, und sagte: Mutter, ich kann nicht zu dem Bäcker gehen! Es sitzt unten ein großer Vogel vor der Hausthür. — Da sahe die Mutter zu dem Fenster hinaus, und sahe unten auf der Straße

eine Krähe sitzen. Die Krähe fraß an einem Knochen. — Die Mutter lachte über die kleine Natalie. Vor der Krähe hatte sich Natalie gefürchtet.

6.

Das Loch im Arme.

Willst du ein Geschichtchen hören von der kleinen Mathilde? Mathilde hatte ein Hündchen; das Hündchen hieß Fix. Fix war klein und recht niedlich, und Mathilde spielte recht gern mit dem niedlichen Fix. — Einmal sprang Mathilde in der Stube herum, und das Hündchen sprang ihr nach, und bellte. Da sahe Mathilde nicht vor sich hin, sie kehrte das Gesicht zu dem Hunde, und lachte. Da konnte Mathilde den Tisch nicht sehen, denn der Tisch stand vor Mathilden. Ja, ja, da rennte Mathilde an die Tischecke. Zeige mir einmal eine Tischecke! Aber in den Arm der kleinen Mathilde hatte die Tischecke ein Loch gestoßen. Du weißt ja so ein Loch ins Fleisch heißt eine Wunde. Aus der Wunde floss nun Blut, viel Blut! Und Mathilde schrie: au, au! mein Arm: au, au! mein Arm! — Da kam die Mutter, und

sahe den Arm an, und sagte: Mädchen, was hast du denn gemacht? Du hast gewiss wieder deine Augen nicht gebraucht. Wenn du springst, musst du doch vor dich hin sehen. Du kannst dir einmal das Auge aus dem Kopfe rennen. — Aber die Mutter legte jetzt ein Pflästerchen auf die Wunde. Da kam kein Blut mehr heraus. Das Pflästerchen blieb aber lange auf dem Arme liegen, bis die Wunde wieder zu gewachsen war.

7.

Der Biervogel.

Es stand einmal der kleine Rudolph an dem Tische. Rudolph war aber nicht groß, und konnte nur mit seinen Augen bis auf den Tisch reichen. Da hatte er sich eine Hitsche an den Tisch geschoben, und auf der Hitsche stand Rudolph. Auf dem Tische stand aber ein Bierglas. In dem Glase war Bier. Und Rudolph sahe freundlich das Bierglas an: denn der kleine Junge wollte gern Bier trinken. Da kam aber etwas geflogen — ein kleines Thier war's; das Thier sahe bald aus wie eine Fliege; das Thier war aber nicht so groß wie eine Fliege.

Und das Thierchen flog in das Bierglas, und schwamm in dem Biere. Da fing Rudolph an zu schreien: Vogel, Vogel! Rosalie hörte Rudolphen schreien. Rosalie war aber Rudolphs Schwester, und war auch noch klein; sie war aber doch ein wenig größer als Rudolph.

Und Rosalie kam hin zu Rudolphen gesprungen, und wollte den Vogel sehen. Rudolph schrie aber immer noch: Vogel, Vogel! und zeigte mit dem Fingerchen nach dem Glase. Das Thierchen schwamm aber immer noch in dem Biere, und bewegte die kleinen Füße. Es hatte aber sechs Füße. Rosalie wollte aber recht klug sein, und sagte: ach, mein Rudolphchen, das ist ein Biervogel; der säuft uns alles Bier aus! Ich wills der Mutter sagen; die soll den garstigen Vogel fort jagen. Und Rudolph lief fort zur Mutter, und rief: Biervogel in Glas sitzt! Rosalie kam aber auch gesprungen, und sagte: ja Mutter, es ist ein großer Vogel in dem Glase. Er säuft alles Bier aus. Du musst bald kommen.

Da lachte die Mutter. Sie ging hin an den Tisch, und nahm ein Löffelchen. Mit dem

Löffelchen hob sie das Thierchen aus dem Biere und zeigte es dem kleinen Rudolph und der kleinen Rosalie. Sie sagte aber: das ist ja kein Vogel. Ein Vogel hat nur zwei Füße und einen Schnabel und Federn. Das ist eine Mücke! Die Mücke ist aber hinein gefallen in das Bier, und hat gern wieder heraus fliegen wollen.

8.

Ferdinand wäscht Hemden.

Der kleine Ferdinand saß einmal auf einer Hitsche. Die Hitsche stand an dem Ofen. Der Ofen war warm. Ferdinand hatte aber ein Stückchen Papier in der Hand. Das Papier machte Ferdinand mit dem Munde nass. Hernach klebte er das Papier an den Ofen.

Da fragte die Mutter den kleinen Ferdinand: was machst du denn da?

Da antwortete Ferdinand: Hemde wasche!

Und die Mutter fragte wieder: wem gehören denn die Hemden?

Ferdinand sagte: Benno! — Benno hieß aber der ganz kleine Bruder von dem Ferdinand.

Und die Mutter sprach: nun so wasche nur

die Hemdchen für den Benno recht weiß. Da ließ die gute Mutter den kleinen Ferdinand spielen.

Aber Ferdinand nahm noch mehr Papier und machte das Papier wieder naß. Hernach steckte er das nasse Papier vorn unter sein Westchen, da wurde sein Hemd naß.

Die Mutter sahe das aber gleich, und sagte: Ferdinand, das darfst du nicht thun, dein Hemd wird ja naß.

Und Ferdinand sprach: nichs naß — Henne naß macht. Da meinte Ferdinand, die Henne hätte sein Hemd naß gemacht.

Aber die Mutter sagte: nein, nein! du bists gewesen! Die Henne hat nichts naß gemacht. Wenn du noch einmal so sprichst, darfst du nicht mehr spielen.

Und Ferdinand sprach: doch Henne naß macht!

Da wurde die Mutter recht bös, und jagte den kleinen Ferdinand von dem Ofen fort, und ließ ihn nicht mehr spielen.

Das war eine gute Mutter. Sie wollte nicht haben, daß Ferdinand das Lügen lernen sollte.

9.

Der Splitter.

Es waren einmal zwei Geschwister, ein Bruder und eine Schwester. Die Schwester hieß Adelheid. Adelheid war vier Jahr alt. Der Bruder hieß aber Emil; er war nur zwei Jahr alt. Adelheid und Emil spielten gern mit Holze. Die beiden Kinder trugen manchmal das Holz unter dem Ofen vor: dann legten die Kinder das Holz über einander, und baueten ein Haus. Aber manchmal war das Holz nicht ganz glatt. Da fuhr ein Splitter in die Händchen.

Emil hatte sich zuerst einen Splitter eingezogen. Da kam Emil zur Mutter, und zeigte sein Händchen hin, und sagte: weh! Die Mutter sahe das Händchen an, und sahe den Splitter. Der Splitter stak aber in dem Daumen. Da ging die Mutter erst hin an den Ofen, und suchte ein ganz, ganz dünnes Stückchen Holz, wie eine Stecknadel so dünn. Das dünne Stückchen Holz zeigte die Mutter dem kleinen Emil, und sagte: das ist ein Splitter. So

ein Splitter ist in dein Fingerchen gefahren! — Ich will dir den Splitter wieder heraus ziehen.

Da hielt Emil sein Händchen hin, und hielt ganz still. Die Mutter zog den Splitter heraus, und sagte: nun ists gut!

Emil spielte den andern Tag wieder in der Stube. Da bückte er sich einmal nieder, und fuhr mit seinen Händchen auf der Diele hin. Gleich war wieder ein Splitter in dem Finger.

Da ging Emil wieder zur Mutter, und sagte: Splitte!

Der Splitter stak aber tief in dem Fleische. Da musste die Mutter ein Federmesserchen nehmen, und die Haut ein wenig aufschneiden. Emil hielt aber ganz still. Einmal sagte er nur: weh! — So war Emil!

Aber Adelheid zog sich auch einen Splitter ein. Da fing sie ganz gewaltig zu schreien an. Ach, Adelheid hielt ihre Hand, und machte sich krumm, und zog einen Fuß in die Höhe. Sie machte auch ein klägliches Gesicht. Die Mutter mußte denken: Adelheid hätte sich sehr geschnitten. Und die Mutter fragte: Adelheid, was fehlt dir denn?

Da weinte Adelheid, und sagte: hu, hu, hu! Ein Splitter!

Und die Mutter sagte: da muss ich dir den Splitter aus der Hand ziehen.

Da fing aber Adelheid noch mehr zu weinen an, und zitterte, und schrie: o weh, o weh, au, au, au, au! Mein Finger, mein Finger!

Doch die Mutter sagte: komm, komm nur, Kind! Der Splitter muss heraus! Sonst wird der Finger schlimm! Aber Adelheid kam nicht. Da führte die Mutter ihre Adelheid an das Fenster, und wollte den Splitter heraus ziehen. Aber Adelheid hielt den Finger nicht still. Sie schrie immer: au, au! und machte sich ganz krumm!

Da sagte die Mutter: so musst du warten, bis der Vater kommt! Der Vater soll dir den Splitter heraus ziehen.

Adelheid kroch hinter den Ofen und weinte, und sahe immer ihren Finger an.

Der Vater kam aber nicht bald, und Adelheid weinte immer fort, und blieb hinter dem Ofen stecken.

Endlich

Endlich kam der Vater. Da fing Adelheid an zu zittern. Doch die Mutter sagte: lieber Mann, die Adelheid hat sich einen Splitter eingezogen. Du sollst ihr den Splitter herausziehen. Bei mir hat Adelheid nicht still gehalten.

Da nahm der Vater sein Töchterchen bei dem Arme, und führte es an das Fenster. Der Vater ließ sich aber das Federmesser geben und eine Nadel. Dann sagte der Vater zu Adelheiden: nun halte still: denn sonst thuet es dir wehe, wenn ich den Splitter herausziehe.

Aber Adelheid hielt nicht still. Da dauerte es lange, ehe der Vater den Splitter aus dem Finger brachte. Und Adelheid hatte viel Schmerzen.

Wer war nun klüger? der kleine Emil, oder die Schwester Adelheid?

10.

Der Apfel in der Tasche.

Der kleine Karl wurde immer zu einer guten Frau getragen; die gute Frau hieß Masch. Frau Masch hatte den Karl recht lieb, und behielt ihn immer lange bei sich, und gab ihm des

Mittags auch zu essen. Karl wollte auch immer zur lieben Frau Masch gehen.

Einmal hatte ihn die Mutter wieder hin geschickt zu der Frau Masch. Karl konnte schon auf der Straße laufen, und hatte Höschen an, und Taschen drin. Bei der Frau Masch war Karl recht vergnügt, und hüpfte in der Stube herum; er kletterte auch auf die Stühle. Die Frau Masch brachte Karln einen schönen Apfel; den Apfel steckte Karl in seine Tasche. Karl bückte sich aber auch, und sagte: danke! und hielt der Frau Masch seinen kleinen Mund in die Höhe.

Endlich wurde Karl wieder nach Hause geführt. Da kam er wieder zu der Mutter. Zu der Mutter sagte Karl aber: Apfel Tasche steckt! Karl fasste mit seiner Hand in die Tasche, und fühlte den Apfel an.

Die Mutter sagte: gieb mir doch den Apfel!

Aber Karl lief fort, und lächelte, und sagte, nein, nein!

Darauf kam die Schwester Agnes, und sagte: Karl, gieb mir doch den Apfel. Hast du mich denn nicht lieb?

Karl lief wieder an einen andern Ort in der Stube, und fühlte seinen Apfel an, und sagte: nein, nein!

Das war wohl ein garstiges Kind, der kleine Karl? Er wollte seiner guten Mutter den Apfel nicht geben. Seiner lieben Schwester wollte er den Apfel aber auch nicht geben. Den Apfel aß Karl aber auch nicht.

Nun, wir wollen doch sehen, was Karl mit dem Apfel gemacht hat.

Der Vater kam bald in die Stube. Der Vater hatte den Hut in der Hand und den Stock. Er war auch draußen auf der Straße gegangen.

Karl lief hin zu dem Vater, und blieb vor dem Vater stehen. Dann fuhr Karl geschwind mit der Hand in die Tasche, und zog den Apfel heraus. Den Apfel hielt Karl in die Höhe zum Vater, und sagte: da, Vater! Apfel Tasche stekken. Das hieß: der Vater sollte den Apfel in seine Tasche stecken. Wenn Karl jemand was schenkte, sagte er alle Mal: Tasche stecken.

Siehst du, Karl hatte den Apfel für den

Vater aufgehoben. Darum sagte auch Karl zur Mutter: nein! und zur Schwester: nein!

11.

Adolph straft.

Der kleine Adolph war auch nur so groß, wie der kleine Karl. Adolph war auch nur zwei Jahr alt. Die Mutter freuete sich recht oft über den kleinen Adolph: denn er war artig, und hatte die Muttet so lieb. Aber manchmal wurde Adolph auch recht unartig. Da wurde die Mutter betrübt. Adolph wollte manchmal sich nicht anziehen lassen, und fing an zu schreien, Adolph stampfte da manchmal mit den kleinen Füßen recht derb auf die Erde auf. Da hohlte die Mutter die Ruthe, und sagte zu Adolphen: willst du nun artig sein? Aber Adolph sagte immer: nein! nich atig sein! Da hieb die Mutter den kleinen, unartigen Adolph mit der Ruthe. Adolph wurde dann artig. Da merkte sichs Adolph, daß die unartigen Kinder müßten Strafe haben.

Adolph hatte aber noch einen Bruder, der hieß Ernst, und war sehr klein. Ernst konnte noch nicht sitzen; er lag in der Wiege.

Einmal schrie der kleine Ernst. Sein Bauch that ihm vielleicht wehe. Da sagte Adolph: Enst unatig, Haue habe! Und geschwind lief Adolph hin an den Spiegel, und kletterte auf einen Stuhl. Hinter dem Spiegel stak die Ruthe. Die Ruthe zog Adolph vor. Hernach lief Adolph hin an die Wiege, und wollte den kleinen Ernst mit der Ruthe hauen. Aber die Mutter sahe das, und nahm Adolphen die Ruthe aus der Hand, und sagte: du sollst nicht strafen. Die Mutter darf nur strafen und der Vater.

Der arme kleine Ernst wäre bald von dem Adolph gehauen worden, und Adolph wäre bald ganz unartig gewesen: denn wenn die Kinder das thun, was sie nicht thun dürfen, sind sie unartig. Davon will dir noch mehr erzählen.

12.

Die Zuckerschale.

Es saß einmal eine Mutter an dem Tische. An dem Tische saßen auch ihre Kinder: Wilhelm, Eduard, Amalie und Therese — hießen die Kinder. Eduard war aber das kleinste Kind. Eduard saß auf einem hohen Stuhle. Was machte aber

wohl die Mutter mit den Kindern an dem Tische? Auf dem Tische standen eine Theekanne, eine Milchkanne, fünf Tassen, eine Zuckerschale. In der Zuckerschale war wohl Salz?

Auch ein Teller mit Zwieback und Semmeln stand auf dem Tische. Es lagen auch fünf Löffel dort. Die Löffel waren aus Silber und klein. Nun weißt du wohl, was die Mutter machen wollte?

Die Kinder bekamen alle Milch, in ihre Tassen gegossen. Auch gab die Mutter jedem Kinde eine Semmel. Da brockten die Kinderchen die Semmel in die Milch, und aßen wieder mit dem Löffel die Semmel aus der Milch.

Aber Eduard wollte sich noch Zucker aus der Zuckerschale hohlen, und streckte sein Händchen aus nach der Schale. Eduard hatte wirklich auch schon ein Stückchen Zucker mit den Fingern angefasst. Da streckte aber die Mutter ihre Hand auch nach der Zuckerschale aus, und nahm dem kleinen Eduard das Stückchen Zucker wieder ab. Darüber machte Eduard ein betrübtes Gesicht, und wollte anfangen zu weinen.

Aber die Mutter sagte: Eduard, es ist unartig, wenn du dir Zucker selbst nimmst. —

Eduard wurde bald wieder freundlich; er aß seine Semmel mit dem Löffel aus der Tasse.

Nun griff aber die Mutter in die Zuckerschale, und nahm ein Stückchen Zucker heraus. Das Stückchen Zucker warf die Mutter in ihre Tasse.

Da lächelte der kleine Eduard und sagte: Mutter unartig!

Und die Mutter fragte: warum ist denn Mutter unartig?

Eduard sagte aber nichts, als: ja! — das sollte heißen ja!

Und die Mutter sprach: eine Mutter ist nicht unartig, wenn sie Zucker nimmt: denn der Zucker gehört der Mutter; aber die Kinder dürfen sich keinen Zucker nehmen. Und wenn die Mutter es verbothen hat, und die Kinder thuen es doch — da sind sie unartig.

13.

Die Wiege.

Eine Mutter hatte vier Kinder. Adolphine hieß eins. War das ein Knabe? Adolphine war

schon sechs Jahr alt; das andere Kind war auch ein Mädchen, und hieß Lina. Lina war nicht so alt wie Adolphine. — Nun hatte ja wohl die Mutter noch zwei Kinder? Das dritte Kind war ein Knabe, der hieß Eduard. Eduard war noch recht klein; aber er konnte doch schon laufen. Auch konnte Eduard schon ein wenig sprechen. Jetzt muss ich dir noch ein Kind nennen. Das war das allerkleinste. Es lag noch in der Wiege, und schrie nur ällähh, ällähh! Das Kind war auch ein Knabe, und hieß Karl.

Der kleine Eduard hatte den ganz kleinen Bruder Karl recht lieb. Manchmal sagte die Mutter, zu dem kleinen Karl: du bist mein Karl! da kam gleich Eduard gesprungen und rief: nein, mein Larla! Das Wort Karl konnte Eduard noch nicht ordentlich aussprechen. Und dann küsste Eduard seinen kleinen Bruder, und hielt die Händchen über den Leib des kleinen Karls. Auch sagte manchmal Eduard: haben Larla, habe! Das sollte heißen, er wollte ihn haben, und auf dem Arme tragen. Und Eduard schenkte dem kleinen Karl alles, was er hatte. Sein Steckenpferd und seinen Hanswurst, und

die Soldaten aus Holz schenkte Eduard dem Bruder Karl.

Aber Adolphine hatte den Bruder Karl nicht so lieb, Lina hatte den kleinen Karl auch nicht so lieb. Die Mutter legte einmal den kleinen Karl in die Wiege, und band über die Bettchen in der Wiege ein Band. Hernach bewegte die Mutter die Wiege. Da schlief Karl. Aber die Mutter wollte noch etwas anderes thun. Da sagte sie: Adolphine komm her, und wiege einmal! Aber Adolphine kam nicht gleich. Doch Eduard kam gesprungen und rief: ich wiegen mein Larla! Die Mutter sagte: du wiegst nur nicht recht, lieber Eduard. Adolphine soll wiegen. Kommst du bald, Adolphine? Da kam Adolphine ganz langsam. Die Mutter sprach aber: hast du denn deinen kleinen Bruder Karl nicht lieb? Wenn du ihn wiegst, schläft er so süß. — Und du kommst doch nicht gern! Wenn du den Bruder nicht wiegst, wacht er auf und schreit. Adolphine wiegte nun; aber das Mädchen sahe nicht freundlich aus. Die Mutter wollte bald darauf hinausgehen aus der Stube. Sie sagte aber zu Adolphinen: lass die Wiege

ja nicht stehen; sonst wacht dein kleiner Bruder auf. Und du, Lina, lärme nicht; sonst wacht der kleine Bruder auch auf!

Dann ging die Mutter fort.

Aber die Schwester Lina sprang in der Stube herum, und jagte den kleinen Eduard. Da lachte Eduard und Lina lachte vollends recht laut. Adolphine wollte aber auch gern mitspringen. Da lief sie fort von der Wiege, und ließ die Wiege stehen. Nun jagten sich alle drei Kinder in der Stube herum, und lärmten gewaltig. Da wachte der kleine Karl auf, und schrie gewaltig. Die Mutter hörte den Lärmen, und kam in die Stube. Da war sie recht böse auf die unartigen Geschwister, die der Mutter nicht gehorchten, und den Bruder nicht lieb hatten.

14.

Die Kaninchen.

Der kleine Wilhelm stand einmal vor der Hausthür. Da kam ein Jäger. Der Jäger hatte eine große Tasche auf dem Rücken hangen. Die Tasche war aus Leder gemacht. Und der Jäger sagte zu Wilhelm: ach, Wilhelmchen,

ich habe dir etwas schönes mitgebracht! Ich habe es hier in meiner Tasche. Komm nur erst mit mir in die Stube!

Da lief Wilhelm geschwind in das Haus, und lief an die Stube. Die Stubenthür machte aber der kleine Wilhelm geschwind auf. Und der Jäger ging in die Stube. In der Stube waren aber Wilhelms Vater und Mutter. Da grüßte der Jäger den Vater und die Mutter. Hernach sagte der Jäger: ich bringe etwas für den kleinen Wilhelm mit.

Darauf nahm der Jäger seine Tasche von dem Rücken. Wilhelm wollte aber gar zu gern sehen, was in der Tasche stäke.

Da machte der Jäger die Tasche auf, und nahm heraus — zwei allerliebste Thierchen mit vier Füßen. Die Thierchen waren nicht so groß, wie ein Kätzchen, aber sie hatten recht weiche Hare, wie die Kätzchen. Und recht lange Ohren hatten die Thierchen. Das eine sahe weiß aus, das andere sahe grau aus, wie die Asche aussiehet. Auch hatten die Thierchen ein ganzes kurzes Schwänzchen. Sie sahen so aus:

Es waren Kaninchen. Und der Jäger fasste die Kaninchen bei den Ohren an, und setzte sie auf die Erde. Da liefen die Kaninchen in der Stube herum. Und der Jäger sagte zu Wilhelm: diese schönen Kaninchen sollen dein sein. Die kannst du bei dir behalten.

Da sagte Wilhelm: ei, ich danke dir lieber Jäger für die schönen Kaninchen.

Und Wilhelm fing ein Kaninchen, und nahm das Kaninchen auf den Arm, und streichelte das liebe Thierchen.

Aber der Vater sagte: die Kaninchen dürfen in der Stube nicht bleiben. Sie machen die Stube schmutzig.

Da fragte Wilhelm: wohin sollen denn die Kaninchen kommen?

Da antwortete der Vater: die Kaninchen wollen wir in den Pferdestall sperren. Da sind keine Pferde. Da kannst du alle Tage hingehen, und deinen Kaninchen Futter geben.

Und Wilhelm fragte: was fressen denn die Kaninchen?

Der Vater sprach: allerlei, was in dem Garten wächst: Gras und Krautblätter und Mohrrüben, Sallat, Obstschalen, auch Gerste und Hafer. Du darfst dir nur was in der Küche geben lassen. Da bleiben genug grüne Blätter vom Sallat und vom Kohle und Kohlrabi übrig.

Wenn aber in der Küche nichts übrig bleibt — da wollen wir Gras hohlen, oder eine Hand voll Hafer den Kaninchen geben.

Da wurden die Kaninchen in den Stall getragen. In dem Stalle war aber ein Loch in der Mauer. Da legte der Vater ein Bret vor das Loch: denn sonst wären die Kaninchen durch das Loch gekrochen, und wären fortgelaufen.

Wilhelm hatte seine Kaninchen recht lieb. Wenn Wilhelm früh aufgestanden war, und seine Kleider angezogen hatte, ging er in die Küche.

In der Küche ließ er sich allerlei Blätter geben, welche die Mutter zum Kochen nicht gebrauchte. Die Blätter trug Wilhelm in den Stall zu den Kaninchen. Manchmal ging Wilhelm in den Garten und rupfte Gras ab. Das Gras lud er auf einen kleinen Wagen, und fuhr den Wagen zu den Kaninchen.

Manchmal bekam Wilhelm Birnen und Aepfel. Da trug er auch eine Birn oder einen Apfel zu seinen lieben Thierchen.

Wenn Wilhelm in den Stall kam, da kamen die Kaninchen gesprungen. Die Thierchen wussten wohl, was Wilhelm brachte.

Und Wilhelm nahm auch die Thierchen auf den Arm, und wollte sie streicheln. Aber die Kaninchen wollten immer nicht auf dem Arme bleiben, und kratzten mit ihren Füßen. An den Füßen waren aber auch Nägel aus Horn. Die Nägel waren krumm und lang und scharf. Da rissen die Kaninchen mit ihren Nägeln dem kleinen Wilhelm Löcher in das Kleid.

Die Löcher sahe die Mutter gleich. Die Mutter schalt auf Wilhelm, und sagte: du sollst die Kaninchen nicht wieder auf den Arm nehmen.

Wilhelm gehorchte der Mutter lange. Er nahm die Kaninchen nicht mehr auf den Arm. Aber einmal wollte er doch seine Thierchen recht lieb haben. Da fasste er ein Kaninchen mit beiden Händen am Leibe an, und hob es in die Höhe. Danach küsste Wilhelm das Kaninchen. Aber das Kaninchen strampelte mit den Füßen, und kratzte Wilhelm ins Gesicht. Da lief das Blut von dem Gesichte.

Dem kleinen Wilhelm that das Gesicht wehe; aber er war nicht böse auf seine Kaninchen.

Doch Wilhelm küsste nun die Kaninchen nicht mehr.

15.

Der hölzerne Säbel.

(Fortsetzung des vorigen.)

Einmal sagte Wilhelm zu seinem Vater: lieber Vater, ich möchte gern einen Säbel haben.

Da sprach der Vater: ich will dir einen aus Holz machen!

Und Wilhelm sagte: ja, Vater, mache mir einen aus Holz.

Da ging der Vater in den Holzstall und suchte ein Scheit Holz aus. Das Scheit Holz

war aber recht glatt und dünn. Hernach nahm der Vater ein Beil, und hackte von dem Scheite Holz noch viel ab. Endlich nahm der Vater ein Messer, und schnitt so lange von dem Scheite kleine Späne ab, bis der Säbel fertig war.

Da hatte nun Wilhelm einen Säbel. Wilhelm hing den Säbel mit einem Bindfaden um den Leib, und marschirte. Darauf nahm er den Säbel in die Hand, und hieb hin und her.

Einmal ging Wilhelm in den Stall zu seinen Kaninchen. Wilhelm nahm aber den Säbel mit. Doch Wilhelm ließ die Stallthür offen. Wilhelm warf den Kaninchen Krautblätter hin. Da fraßen die Thierchen. Aber Wilhelm wollte sein graues Kaninchen streicheln. Da lief das Kaninchen fort, und wollte zu der Stallthür hinauslaufen. Wilhelm lief nach. Aber das Kaninchen lief geschwinder als Wilhelm. Da wusste Wilhelm nicht, wie er das Kaninchen gleich fangen sollte. Und da fing er es recht dumm an. Er hieb mit seinem Säbel auf das Kaninchen. Der Säbel traf gerade auf den Rücken des armen Thierchens. Da lag das Kaninchen! Es hielt den Kopf in die Höhe, und

stand

stand auf den Vorderfüßen, und war ganz voll Angst; aber den Bauch konnte das Kaninchen nicht in die Höhe heben; es lag mit dem Bauche auf der Erde. Und die Hinterfüße streckte das Kaninchen hinten heraus.

Wilhelm sahe das, und es wurde ihm Angst. Er hob das Kaninchen auf. Mit dem Kaninchen ging Wilhelm in die Stube zu dem Vater und sagte: lieber Vater, was fehlt denn meinem Kaninchen? Sieh einmal!

Da setzte Wilhelm das Kaninchen auf die Erde. Das arme Thier lief ein wenig mit den Vorderfüßen fort, und schleppte den Körper nach. Die Hinterfüße lagen aber immer noch hinten heraus.

Da sprach der Vater: deinem Kaninchen ist der Rückengrat entzwei geschlagen. Was hast du denn mit dem Kaninchen gemacht.

Da sagte Wilhelm: ich habe nichts mit dem Kaninchen gemacht. Ich habe es nur mit meinem Säbel ein Bißchen gehauen!

Und der Vater fragte: warum hast du es denn gehauen?

Da sprach Wilhelm: ja, es wollte mir fortlaufen.

Und der Vater antwortete: aber warum bist du doch so unbesonnen gewesen. Das Kaninchen wird ja nicht anders, wenn du es auch schlägst. Nun hast du deinem guten Kaninchen entsetzliche Schmerzen gemacht. Das Kaninchen muss nun sterben.

Da fing Wilhelm zu weinen an, und schrie: ach mein armes Kaninchen, mein liebes Kaninchen, mein bestes Kaninchen!

Wilhelm sagte auch zu seinem Vater: nun will ich mich selbst hauen; ich will mich auch in den Finger beißen.

Aber der Vater sagte: was hilft denn das? Dein Kaninchen wird davon nicht wieder gesund. Du hast schon Strafe genug: denn du hast nun kein graues Kaninchen mehr. Es stirbt.

Da weinte Wilhelm wieder ganz laut.

Das Kaninchen ließ der Vater wieder in den Stall tragen.

Aber in dem Stalle war das weiße Kaninchen auch nicht mehr. Denn Wilhelm hatte die Stallthür offen gelassen, da war das weiße Kaninchen fortgelaufen.

Nun weinte Wilhelm auch um sein weißes Kaninchen.

Aber der Vater sprach: du bist wieder Schuld daran; warum hast du die Stallthür nicht zu gemacht.

Der Vater ließ aber das graue Kaninchen auf den Kopf schlagen. Es sollte sterben. Das arme Thier sollte nicht so lange Schmerzen haben. Aber Wilhelm durfte es nicht sehen, wie das Kaninchen todtgeschlagen wurde.

Wilhelm ging bald wieder in den Stall. Da lag das Kaninchen dort, und hatte die Augen halb zu, und war ganz kalt. Das Kaninchen war auch ganz steif. Wilhelm konnte das Kaninchen nicht gut bewegen.

Da weinte Wilhelm wieder recht sehr und schrie: mein Kaninchen ist todt, mein bestes Kaninchen.

16.

Das Grab.

(Fortsetzung des Vorigen.)

Der Vater sagte zu dem kleinen Wilhelm: was soll denn nun aus dem todten Kaninchen werden?

Da sprach Wilhelm: ich wills behalten!

Doch der Vater sprach: das geht nicht an. Das Kaninchen ist todt. Da wird das Fleisch von dem Kaninchen bald ganz weich, und fängt an zu stinken. Und endlich fällt das Kaninchen ganz von einander. Das heißt: es verfaulet. Wir wollen das Kaninchen begraben.

Ja, lieber Vater, sagte Wilhelm, begrabe das Kaninchen!

Da ging der Vater in den Garten. Wilhelm musste mitkommen, und das Kaninchen tragen. In dem Garten nahm der Vater ein Grabscheit, und machte ein Loch in die Erde. Das Loch machte der Vater aber recht tief.

Wilhelm hohlte aber Blätter. Die Blätter pflückte Wilhelm in dem Garten von den Sträuchen ab. — Der Vater hatte das Loch fertig gemacht. Da legte Wilhelm erst die Blätter unten auf dem Boden in der Grube. Hernach legte Wilhelm das Kaninchen auf die Blätter. Wilhelm besahe aber sein liebes Kaninchen noch ein Mal, und weinte recht sehr.

Der Vater warf aber nun Erde auf das Kaninchen. Da wurde es ganz bedeckt mit Erde. Nun konnte Wilhelm sein Kaninchen nicht

mehr sehen. Ach, da fing er laut, laut an zu weinen, und schrie immer: ach mein armes Kaninchen!

Wilhelm hatte nun keine Kaninchen mehr: denn das weiße war ja fort gelaufen.

Der Vater machte nunmehr das Loch ganz voll Erde. Oben auf die Erde legte der Vater aber einen großen Stein. Da konnte Wilhelm wissen, wo sein Kaninchen begraben lag.

Wilhelm ging aber alle Tage an den Stein, und weinte.

17.

Der Schlag auf die Hand.

Es waren einmal zwei Knaben. Rudolph hieß einer, der andere Ludwig. Die Knaben waren aber Brüder. Ludwig war nicht so alt, wie Rudolph. Beide Brüder spielten einmal in der Stube. Rudolph hatte einen Wagen; mit dem fuhr er. Ludwig hatte ein Steckenpferd; auf dem ritt er. Rudolph spielte endlich nicht mehr mit dem Wagen; er ließ den Wagen stehen, und setzte sich auf einen Stuhl. Ludwig spielte endlich nicht mehr mit dem Steckenpferde; er ließ

das Steckenpferd liegen, und setzte sich unter den Tisch.

Rudolph sang. Ludwig summte wie eine Fliege. Da sahe Rudolph ein Stöckchen lehnen in einem Winkel. Das Stöckchen war dünn. Auch glänzend war das Stöckchen. Es biegte sich recht leicht, und wurde immer wieder gerade. Es war ein Röhrchen.

Da sprang Rudolph von dem Stuhle herunter, und lief hin in den Winkel. Rudolph wollte das Röhrchen nehmen und mit dem Röhrchen spielen. Das that auch Rudolph. Er hieb mit dem Röhrchen durch die Luft.

Da kam Ludwig unter dem Tische vorgekrochen. Ludwig wollte auch mit dem Röhrchen spielen.

Aber Rudolph sagte: höre Ludwig, halte einmal deine Hand her; ich will dich auf die Hand hauen. Du sollst sehen, wie es thut.

Und denke einmal, Ludwig thats auch. Ludwig hielt seine Hand recht ruhig hin. Rudolph war aber auch so garstig und hieb den armen Ludwig ganz gewaltig auf die Hand mit dem Röhrchen. Da schrie Ludwig erschrecklich; Lud-

wig machte sich krumm, und drückte seine Hand mit der andern Hand: denn Ludwig hatte sehr viel Schmerzen. Da fiel Rudolph dem Bruder um den Hals, und küsste ihn. Auch sagte Rudolph: ach mein lieber Ludwig, mein lieber Ludwig! Ich hab's nicht gern gethan. Weine nur nicht! Sei nur nicht böse!

Aber der Vater kam gleich in die Stube. Der Vater hörte, was Rudolph sprach. Da fragte er Ludwigen: was hat dir denn Rudolph gethan?

Aber Ludwig sagte: ach lieber Vater, strafe Rudolphen nicht — er hat's nicht gern gethan. Rudolph hat nur gespaßt.

Aber der Vater sagte: Rudolph — du hast dir gewiß eine Lust machen wollen, und hast nicht gedacht, daß du Ludwigen Schmerzen machst!

Und Rudolph sagte: Vater, ich wills in meinem ganzen Leben nicht mehr thun. —

Ludwig war doch ein guter Knabe. Er klagte seinen Bruder nicht an.

18.

Der Ankläger.

Der kleine Anton war nicht so wie Ludwig. Anton war noch ganz klein, er konnte nur erst laufen und ein wenig sprechen. Da lief Anton immer zur Mutter, und klagte seine Schwestern an. Ein Mal hatte die Schwester Louise den kleinen Anton gestoßen. Da lief Anton gleich zur Mutter und sagte: Ise was than.

Da sprach die Mutter: die Schwester Louise hat dich lieb. Louise hat dir nicht gern wehe gethan.

Ein anderes Mal hatte die Schwester Auguste ein Stöckchen in der Hand. Aber Auguste hielt das Stöckchen nicht fest, da fiel es hin. Doch Anton stand dort, und das Stöckchen fiel auf den Fuß des kleinen Anton. Da lief Anton wieder zur Mutter, und sagte: Guste was than, — Fuß!

Da sprach die Mutter: pfui, Anton, du darfst nicht immer anklagen. Auguste hat dich lieb. Auguste hat nicht gern den Stock auf deinen Fuß fallen lassen. Wenn du wieder zu mir

kommst und sprichst: Guste was than! so sollen deine Geschwister nicht mehr mit dir spielen!

Anton merkte sich das. Er klagte nicht mehr an.

19.

Die Zuckernäscherinn.

Die kleine Emilie spielte ein Mal mit ihrem Bruder Karl. Der Bruder Karl war noch klein, und Emilie war auch nicht sehr groß. Karl saß in der Stube, und hatte einen Hammer in der Hand. Mit dem Hammer pochte Karl auf die Erde. Emilie saß auf einer Hitsche, und hatte ein Stöckchen in der Hand. Mit dem Stöckchen fuhr Emilie immer hin zu Karln, daß er drauf schlagen sollte. Aber wenn Karl mit dem Hammer auf das Stöckchen schlagen wollte, da fuhr Emilie geschwind mit dem Stöckchen weg. Die Mutter sahe wohl, wie die Kinder spielten. Und die Mutter sprach: Kinder spielt nur! Ich will ein wenig hinausgehen aus der Stube. Draußen in der Küche habe ich etwas zu thun. — Die Mutter ging fort.

Aber auf dem Tische stand eine Zuckerschale. Die blieb stehen. Und Emilie wusste wohl, daß

die Zuckerschale auf dem Tische stand. Emilie hatte lange schon hin geschielt. Nun war aber die Mutter nicht mehr in der Stube, da konnte ja wohl Emilie ein wenig in die Zuckerschale kuk- ken! Emilie kroch auf den Stuhl; der Stuhl stand am Tische. Emilie legte sich auf den Tisch, und kuckte in die Zuckerschale. Darauf hohlte Emilie ein Stückchen Zucker aus der Schale. Das Stückchen Zucker schob Emilie in den klei- nen Mund.

Der kleine Karl saß aber noch auf der Er- de, und pochte mit dem Hammer. Er sahe nicht hin zu der kleinen Emilie. Karl rief aber: ei, ei!

Da dachte Emilie, Karl hätte es gesehen, wie sie Zucker naschte. Und Emilie erschrak, und wurde ganz roth im Gesichte.

Und Emilie sagte zu Karln: sei still Karl, und sage nichts der Mutter, daß ich Zucker ge- nascht habe. Ich will dir auch ein Stückchen Zucker geben!

Und Karl schüttelte mit dem Kopfe und sag- te: nein, nein! Karl hielt aber sein Händchen hin, und wollte Zucker haben. Emilie nahm auch ein Stückchen Zucker aus der Schale für Karln;

auch noch eins für sich nahm die unartige Emilie. Dann stieg Emilie von dem Stuhle, und gab Karl das Stückchen Zucker.

Nun kam aber die Mutter wieder in die Stube. Karl hatte sein Stückchen Zucker noch im Munde. Und Karl sagte: Sucker, Mutter, Sucker! Karl freute sich recht. Da fragte die Mutter: wer hat dir denn den Zucker gegeben?

Karl sprach: Mile geben! Mile nascht!

Da wurde Emilie ganz roth im Gesichte. Sie sprach aber kein Wort, und spielte mit einem Fädchen Zwirn.

Aber die Mutter strafte das unartige Mädchen.

20.

Das Mäuschen.

Es wohnte einmal ein Vater in einem recht schönen Hause. In das schöne Haus kamen aber Mäuschen. Die Mäuschen machten sich Löcher durch die Wand. Und aus den Löchern kamen die Mäuschen vorgelaufen. da fraßen die Mäuschen Brotkrümchen. Denn Brotkrümchen lagen in der Stube. Aber die Mäuschen fraßen auch ein Loch in die Kommode. Das war

schlimm! Die Mäuschen zerfraßen auch Zuckermännchen. Die Zuckermännchen gehörten den Kindern. Das that den Kindern recht leid!

Da setzte der Vater eine Mausfalle hin. Die Mausfalle war wie ein Vogelkäfich aus Draht gemacht. In die Mausfalle konnten die Mäuschen kriechen; aber herauskriechen konnten die Mäuschen nicht. Und der Vater steckte Fleisch in die Mausfalle. Die Mäuschen sollten da hinein kriechen, und das Fleisch fressen wollen.

Es wurde Nacht, und der Vater ging zu Bette, die Mutter ging zu Bette, die Kinder lagen schon im Bette.

Da kam ein Mäuschen aus seinem Loche gekrochen. Das Mäuschen roch das Fleisch. Da lief es hin an die Mausfalle, und kroch hinein. Drinn war das Mäuschen! — Nun war es gefangen.

Es wurde wieder Morgen. Da stand der Vater auf aus dem Bette. Die Mutter stand auf, die Kinder standen auch auf.

Und der Vater sahe gleich das Mäuschen in der Mausfalle.

Da rief der Vater die Kinder, und sagte:

kommt, ihr sollt ein Mäuschen sehen! Das Mäuschen steckt in der Falle.

Da kamen die Kinder alle gesprungen, und freueten sich. Es waren aber vier Kinder. Robert hieß ein Knabe, Wilhelmiene hieß ein Mädchen. Adelbert hieß wieder ein Knabe und Leopold hieß der jüngste. Leopold war erst zwei Jahr alt.

Und der Vater stellte die Mausfalle auf einen kleinen Tisch.

Die Kinder traten aber um den Tisch, und kuckten das Mäuschen an.

Robert sagte aber: du Naschmäuschen! Siehst du, nun bist du gefangen! Aber das Mäuschen verstand nichts.

Und Wilhelmine sagte: Mäuschen, hast du denn ein Loch in unsere Kommode gefressen? Bist du's denn gewesen? Aber das Mäuschen konnte nicht antworten.

Adelbert sagte: nun frisst du uns nicht mehr die Zuckerpüppchen entzwei!

Leopold aber, der kleine Leopold sagte: Mäuse, kick, kihk! Und Leopold nickte freundlich zu dem Mäuschen.

Aber Leopold wollte auch das Mäuschen anfassen. Da steckte er sein Fingerchen zwischen den Draht in die Mausfalle. Aber das Mäuschen biss den kleinen Leopold in den Finger. Da fuhr Leopold geschwind mit dem Finger zurück. Und Leopold weinte, und hielt den Finger zu dem Vater in die Höhe. Leopold sagte auch: Vate, Vate! Mäuse bissen. Unatig Mäuse.

Da ging der Vater an seinen Schrank, und hohlte ein Pflästerchen aus seinem Schranke. Das Pflästerchen sahe schwarz aus. Der Vater machte das Pflästerchen im Munde nass und legte es auf Leopolds Finger. Aber Leopold sagte: weh, weh!

Doch Leopold lief nun wieder an den Tisch, und kuckte wieder in die Mausfalle. Leopold rief auch wieder: Mäuse, kick, kihk! Und denke, da steckte Leopold sein Fingerchen wieder in die Mausfalle. Aber Robert zog geschwind das Fingerchen zurück. Robert sagte dabei: bist du denn nicht klug, Leopold? Das Mäuschen hat dich schon ein Mal gebissen, und nun steckst du den Finger wieder zum Mäuschen!

Leopold hatte es bald vergessen, was ihm Schaden machte.

21.

Das Waschbecken.

Der kleine Friederich war einmal mit seiner Schwester Amalie in der Stube. Weiter war niemand da — die Kinder waren allein. Es stand aber ein Waschbecken auf einem Tische. Der Tisch war niedrig. Da lief der kleine Friedrich hin an das Waschbecken, und patschte mit seinen Händen in das Wasser. Da spritzte das Wasser hoch in die Höhe. Aber das Wasser spritzte auch an Friedrich, und davon wurde der kleine Junge ganz nass.

Aber die Schwester Amalie war nicht so unverständig, wie Friedrich. Amalie ging hin, und hob das Waschbecken von dem Tische weg, und setzte es auf einen andern Tisch. Der Tisch war hoch. Da kam aber Friedrich mit seinen nassen Händen zu Amalien, und schlug Amalien. Doch die Schwester sagte: Friedrich, sei nicht unartig, sonst sage ich es der Mutter. Aber Friedrich sagte: doch patschen! Da

lief er fort an einen Stuhl, und faßte den Stuhl an, und schob ihn an den hohen Tisch, wo das Waschbecken stand.

Auf den Stuhl wollte Friedrich steigen, und in dem Wasser wieder patschen.

Aber Amalie ging hin zu dem Stuhle, und hob Friedrichen herunter. Da wurde Friedrich böse, und krazte seine Schwester. Doch Amalie hielt Friedrichen mit den Händen ab. Friedrich lief aber in einen Winkel, und hohlte die Elle, und wollte die Schwester mit der Elle schlagen.

Doch Amalie nahm Friedrichen die Elle aus der Hand. Da wurde Friedrich ganz böse, und wollte Amalien beißen.

Aber Amalie fasste geschwind Friedrichen bei der Hand, und hielt seine Hand vor seinen Mund. Da hätte Friedrich beißen können. Aber Friederich biss nicht.

Da kam die Mutter in die Stube. Amalie sagte zur Mutter: Friedrich ist recht garstig, liebe Mutter!

Und die Mutter ließ sich alles von Amalien

lien erzählen. Friedrich musste seine Schwester küssen, und eine Stunde in den Winkel treten.

Amalien that es aber recht leid, daß Friedrich in dem Winkel stand. Amalie weinte!

22.

Das brennende Hölzchen.

Der kleine Theodor sprang einmal in der Stube herum. Es war schon Abend; Theodor hatte seine Höschen nicht mehr an; die Mutter hatte ihm ein Käppchen angezogen.

In dem Ofen brannte aber Feuer: denn es war draußen kalt, und der Wind stieß recht stark an die Fenster und heulte.

Da lief der kleine Theodor hin an den Ofen, und setzte sich vor die Ofenthür hin. Es stand aber eine Hitsche dort; auf die Hitsche setzte sich Theodor, und kuckte in das Feuer. Da freute sich der kleine Junge recht über das Feuer.

Es lag aber auch ein Hölzchen dort beim Ofen. Das Hölzchen war lang und dünn. Theodor nahm das Hölzchen, und schob es in den Ofen. Da brannte das Hölzchen vorn an. Ei, das war eine Freude für den kleinen Theodor. Er zog das Hölzchen aus dem Ofen, und lief

fort. Das Hölzchen hatte Theodor aber in der Hand, und fuhr damit hin und her. Theodor rief: Hölze bennt, Hölze bennt! Da kam die kleine Luise auch gesprungen, und freute sich über das brennende Hölzchen. Aber die Mutter kam geschwind, und nahm das Hölzchen dem kleinen Theodor aus der Hand. Da weinte Theodor.

Doch die Mutter führte den kleinen Theodor an die Ofenthür. Dann machte die Mutter die Ofenthür weit auf. Darauf sagte sie: Sieh, Theodor, das Feuer, es ist ein großes Feuer. Das Feuer verbrennt das Holz, und verbrennt das Papier, auch dein Kleid verbrennt das Feuer. Wenn du mit dem Feuer spielst — da brennt dein Kleid an, und der Tisch brennt an und das Bett. Da ist so ein großes Feuer in der ganzen Stube. Da verbrennst du auch — da wirst du so wie die Asche hier. — Spiele ja nicht mit dem Hölzchen. Da sagte Theodor: nein, nein! Und Theodor spielte nun nicht mehr mit dem Feuer.

23.

Die kranke Mutter.

Eine gute Mutter lag einmal im Bette. Die Mutter war krank. Da sprach die gute Mutter zu ihren Kindern: liebe Kinder, lärmt nicht, und seid recht still. Ich bin so schwach; der Kopf thut mir ganz wehe, wenn ihr lärmt. Ich kann auch nicht wieder gesund werden, wenn ihr lärmt.

Die Mutter hatte aber vier Kinder. Adelheid hieß das älteste Kind. Adelheid war sechs Jahr alt; Natalie hieß das zweite Kind; Natalie war vier Jahr alt. Karl hieß das dritte Kind. Karl war drei Jahr alt. Benno hieß das vierte Kind. Benno war zwei Jahr alt.

Adelheid setzte sich an das Bett ihrer Mutter, und legte den Kopf auf das Kopfkissen, und streichelte manchmal ihre Mutter. Und Adelheid fragte immer: liebe Mutter, willst du was haben? Ich will dir alles hohlen. Adelheid war aber immer still.

Natalie kam aber oft an das Bett, und küßte die Mutter. Und Natalie weinte immer. Auch sagte Natalie: stirb nur nicht Mutter. Aber

Natalie lief hernach wieder fort und lärmte; sie sprang in der Stube herum und lachte.

Da kam der kleine Karl alle Mal, und sagte: still Natalie! Mutter ist krank. Karl sprang recht gern; aber Karl dachte immer an seine kranke Mutter, und sprang nicht. Natalie dachte nicht mehr an die kranke Mutter. Und doch hatte Natalie geweint. Karl weinte aber nicht bei der Mutter. Er kroch auf das Bett, und küsste seine Mutter, und streichelte sie. Karl sahe aber freundlich aus. Er sagte: liebe, liebe Mutter! musst gesund werden. Karl will auch artig sein.

Da sagte der kleine Benno: ich auch artig. Und Benno kroch auch zur Mutter, und blieb bei der Mutter lange liegen.

Benno kroch aber wieder herunter von dem Bette, und sprang wieder in der Stube herum, und lachte mit Natalien. Der kleine Benno hatte noch keinen Verstand; aber Natalie hatte Verstand, und war doch nicht verständig. Natalie war ein wildes Kind.

Karl kam aber immer wieder und sagte: unartige Natalie. Mutter ist krank, du sollst nicht lärmen.

24.

Der Kinderwagen.

Eine Mutter hatte fünf Kinder. Die Kinder waren aber alle noch nicht groß. Sie hießen Bertha, Ida, Alfred, Herrmann, Lina. Lina war noch ganz klein. Lina konnte noch nicht laufen; sie wurde auf dem Arme getragen.

Es hörte aber der Winter auf; die Luft war nicht mehr kalt draußen. Der Ofen wurde nicht mehr warm gemacht. An den Bäumen wuchsen grüne Blättchen. Aus der Erde kam grünes Gras gewachsen; und Blümchen waren auch wieder in dem Garten. Da wollte die Mutter ihre kleine Lina auch hinaus bringen an die Luft. Und die Mutter kaufte einen kleinen Wagen. Der Wagen war recht hübsch. Es waren vier Räder an dem Wagen, und vorn war eine Stange, an der Stange konnte man den Wagen ziehen.

Die Mutter legte Bettchen in den Wagen. Darauf ließ die Mutter den Wagen hinunter tragen in den Garten.

Unten in dem Garten setzte die liebe Mutter die kleine Lina in den Wagen auf die Bett-

chen. Die andern Kinder sprangen aber in dem Garten umher.

Da rief die Mutter: wer will die kleine Lina fahren?

Bertha kam gesprungen, und rief: Mutter, ich!

Aber Ida kam auch gesprungen, und rief: nein Mutter, lass mich die kleine Lina fahren. Ich fahre sie gewiss recht schön!

Doch nun kam Alfred auch, und nahm die Stange von dem Wagen in die Hand. Alfred rief: ich muss die liebe Lina fahren. Ich bin ein Junge!

Da kam auch der kleine Herrmann gesprungen. Ich auch fahren! sagte Herrmann. Und zu Alfreden sagte Herrmann: weg, weg Alfed!

Und die Mutter sprach: ihr habt doch eure Schwester lieb! Ihr wollt sie gern fahren. Ihr sollt sie alle fahren. Fasst ihr drei großen an der Stange an; und Herrmann soll hinten an dem Wagen schieben. Fahrt aber nicht zu geschwind: denn Herrmann kann nicht mit kommen, der Wagen kann auch leicht umfallen. Ihr werdet auch zu heiß, wenn ihr so geschwind fahrt.

Da fuhren die Kinder den Wagen fort. Sie liefen aber nicht, sie gingen langsam. Und Lina freute sich in dem Wagen.

Die Kinder nickten auch freundlich in den Wagen zu ihrer lieben Schwester. Und Herrmann kuckte auch hinten über den Wagen zu der kleinen Lina, und sagte: Lina, kuck kuck!

25.

Noch ein Kinderwagen.

(Fortsetzung des Vorigen).

Die Kinder fuhren ihre Schwester Lina lange in dem Garten herum, und die Mutter ging hintennach: denn sie wollte Achtung geben auf die Kinder.

Da hörten sie aber ein kleines Kind schreien. Nebenbei war noch ein Garten, und in dem Garten schrie das kleine Kind.

Da sahe die Mutter über den Zaun in den andern Garten. Der Zaun war aber nicht hoch, er war aus Bretern gemacht wie eine Wand. Alfred kletterte an den Zaun hinan, und kuckte auch hinüber. In dem Zaune waren aber auch Löcher. Durch die Löcher kuckten Ida und Herrmann. Bertha blieb aber bei ihrer Schwester Lina, und fuhr den Wagen fort.

Drüben in dem Garten stand auch ein kleiner Wagen, und in dem kleinen Wagen saß das kleine Kind; das Kind schrie aber. Das kleine

Kind hieß Luise. Luise hatte aber noch eine Schwester, die hieß Sophie. Sophie hatte die kleine Luise fahren sollen. Aber Sophie ließ den Wagen stehen, und lief fort, und spielte im Garten mit Blümchen. Da fing die kleine Luise an zu schreien. Aber Sophie kam wieder an den Wagen gelaufen, und sagte zu Luisen: willst du gleich still sein! Ich haue dich mit der Ruthe, wenn du schreist!

Doch Luise schrie immer fort. Da bückte sich Sophie nieder, und hob ein Rüthchen auf. Das Rüthchen lag im Wege dort; es war von einem Baum abgebrochen. Und mit dem Rüthchen schlug Sophie ihre arme, kleine Schwester!

Das war doch ein häßliches Mädchen. Ach es ist so hübsch, wenn die Kinder ihre Geschwister lieb haben.

Druckfehler.

Erster Theil.

Seite.	Zeile.	
19.	8.	von oben lies: **sein** statt **sind**.
44.	13.	v. o. setze: leben st. Leben.
50.	5.	v. unten l. **Pomeranzenbäume** st. **Pommeranzenb.**
88.	8.	v. u. l. Wagen st. Tiger.
97.	12.	v. o. l. sich st. ich.
102.	11.	v. u. setze zu in dem ersten Abschnitte, noch die Worte: **des zweiten Bändchens.**
103.	3.	v. u. setze **gilt** für **gillt.**
104.	1.	v. u. lies: in **sein Lesebuch** statt. in **seinem Lesebuche.**
109.	14.	v. o. l. **Hilfe** st. **Hülfe.**
113.	1.	v. o. l. den Fremden st. **dem** Fremden.
—	2.	v. o. l. **soll** st. **sollen.**
117.	8.	v. u. l. **einen Stuhl,** mit einem Kinde betrachte, st. **einen Stuhl mit einem Kinde** betrachte.
120.	1.	v. o. vertilge noch **ohne** das **Komma.**
122.	9.	v. u. l. **daran** st. **davon.**

Zweiter Theil.

Seite.	Zeile.	
17.	7.	v. u. l. aufhören statt anshören.
83.	1.	v. o. l. darin st. darinn.
123.	2.	v. u. l. ganz st. ganzes.
127.	6.	v. o. l. darnach st. danach.
132.	7.	v. u. l. auf den Boden st. auf dem Boden.

Oft stehet ein ß da, wo, nach des Verfassers Schreibart, ein ſſ stehen sollte. Das beliebe der Leser nicht auf Rechnung des Verfassers zu schreiben.

er Theil

fhören statt anfhören
rin st. darin.
z st. ganzes.
nach st. danach
en Boden st. auf der

nach des Verfa
e. Das beliebi
erfassers zu schrei

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hahn, Karl,

Wilhelmine oder Das erste Buch für Mütter, die auf den Verstand ihrer Kinder von der frühesten Zeit an wirken wollen

Bd.: 2

Berlin 1809

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.311(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301484-7